



# Der Deutsche im Osten

Jahrgang 4

Mitte August 1941

Heft 8

Verlagsgesellschaft Danzig

# INHALT

Seite

Adalbert Boed:	Die Schule im Dienste der Wiedergewinnung deutschen Volkstums in den befreiten Ostgebieten .....	491
Karl Piepho:	Die soldatische Schule des Ostens.....	495
Bernhard Stephan:	Ostdeutsche Stadt im Bekenntnis des Malers — Ein Beitrag zur 700-Jahr-Feier Breslaus .....	498
Arthur Lenz:	Die Leibhusaren — Zum 200jährigen Gedenken — 1741/1941....	502
O. M. Freiherr v. Stadelberg:	Otto Magnus v. Stadelberg .....	509
Herybert Menzel:	Das Wunder, Gedicht .....	515
Herybert Menzel:	Im Rahne, Gedicht .....	516
Herybert Menzel:	Vor Morgen, Gedicht .....	517
Herybert Menzel:	Die Küsse, Gedicht .....	518
Georg Hauptstod:	Der Jäger im Himmel, Erzählung .....	519
Karl v. Bremen:	Geschick eines Knaben im Nordischen Krieg, Erzählung, 1. Teil ..	522
Kulturspiegel des Ostens .....		529
Bücher — über und für den Osten .....		540
Anzeigenteil .....		543

Das Titelbild zeigt den Rathaussturm und die Magdalenentürme von Breslau.

Die Bildvorlagen sind von: Bernhard Stephan, Breslau, Seite 489, 499, Kunstdrucktafel I, II, III; Martin Vollmann, Leipzig, Seite 505, 507; Staatl. Landesmuseum, Danzig, Seite 503; O. M. v. Stadelberg Seite 511; Stadt Zoppot Seite 531; Foto Sönnke, Danzig, Seite 530, Kunstdrucktafel IV, V; Foto Schuch, Charlottenburg, Seite 533.

---

## Die Mitarbeiter dieses Heftes:

Senator Adalbert Boed, Danzig; Karl v. Bremen, gefallen Juli 1941; Georg Hauptstod, z. Z. bei der Wehrmacht; Bruno Hans Hirsch, Krakau; Dr. Lina Jung, Königsberg; Dr. Detlef Krannhals, Danzig; Arthur Lenz, Danzig; Herybert Menzel, Sirschitzel; Karl Piepho, Eggertshütte; Rudolf Schimig, Posen; O. M. v. Stadelberg, Doberan; Bernhard Stephan, Breslau; Dr. Karl Biererbl, Reichenberg.

---

**Hauptschriftleiter:** Dr. Detlef Krannhals, Danzig. **Schriftleitung:** Dr. Detlef Krannhals — Hanns Strohmenger. **Verlag:** „Der Danziger Vorposten“ G. m. b. H., Danzig. **Gesamtauslieferung:** Vertriebsleitung des Gauverlages „Der Danziger Vorposten“ G. m. b. H., Danzig, Elisabethkirchengasse 11/12. **Bezugspreise:** Vierteljährlich RM. 3,50, Einzelheft RM. 1,50. Durch alle Buchhandlungen und sämtliche Postanstalten zu beziehen. Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt.

---

**Druck:** A. F. Rasemann, Danzig. **Anzeigenverwaltung:** „Der Deutsche im Osten“, Danzig, Elisabethkirchengasse 11/12. **Ruf:** 225 51. **Verantwortlicher Anzeigenleiter:** Leo Melster, Danzig. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 3 gültig. **Zuschriften** nur an „Der Deutsche im Osten“, Danzig, Elisabethkirchengasse 11/12.



# Der Deutsche im Osten

Monatschrift für Kultur, Politik und Unterhaltung  
Jahrgang 4                      Mitte August 1941                      Heft 8



## Die Schule im Dienste der Wiedergewinnung deutschen Volkstums in den befreiten Ostgebieten

In der Juli-Folge dieser Zeitschrift hat Gauleiter und Reichsstatthalter Albert Forster zu der Volkstumsfrage im Reichsgau Danzig-Westpreußen grundlegend Stellung genommen. Diese Stellungnahme gipfelt in der Forderung: „Es muß dafür gesorgt werden, daß kein Tropfen deutschen Blutes dem deutschen Volk verloren wird.“ All die Menschen, die in einer vergangenen Zeit „durch polnische Propaganda, polnische Beeinflussung, polnische Schulen, polnische Organisationen“ dem Deutschtum entfremdet wurden, müssen für unser Volkstum zurückerwonnen werden. Ausdrücklich hat der Gauleiter für die Bereinerung der Volkstumsfrage die Schule als bedeutsam herausgestellt. Es soll nun Zweck dieses Aufsatzes sein, die Aufgaben zu umreißen, die der Schule aus dieser Verpflichtung heraus in den befreiten Ostgebieten erwachsen.

Seitdem der Volkstumsgedanke gegen Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts erwachte — bei den slawischen Völkern im Osten erst durch deutsche Mithilfe —, ist der Schule eine besondere Rolle zugefallen. Man erkannte die Gefahren, die ein Nationalitätenstaat, der Menschen verschiedenen Volkstums vereint, in sich barg. Sofort setzte das Bestreben ein, den Bestand des Staates dadurch zu gewährleisten, daß man die Einheit der Gesinnung und auch die Einheit der Sprache aller Staatsbürger, auch derjenigen fremden Volkstums, wenn notwendig mit Gewalt, herbeizuführen suchte. Je mehr nun der Staat im 19. Jahrhundert die Einheitlichkeit der Sprache seiner Untertanen forderte, um so mehr legte die fremdvölkische Bevölkerung Wert darauf, sich eine nationale

Erziehung und Bildung zu schaffen, die nicht auf politische, sondern auf völkische Grundlagen gestellt wurde. So entstehen in den verschiedensten Staaten Europas jene vielkämpften sogenannten ultraquistischen Schulen, die die Aufgabe haben, die Muttersprache der fremdvölkischen Staatsuntertanen nach Möglichkeit zu unterdrücken und ihnen die Staatsprache aufzuzwingen. Nebenher hofft man, durch die ultraquistische Schule die fremdvölkischen Elemente zu entnationalisieren und sie allmählich für das eigene Volkstum zu gewinnen.

Wir wissen, daß dieser politische Ultraquismus sein Ziel in der Vergangenheit wie auch in der Gegenwart nicht erreicht hat und auch nicht erreichen wird. So sind die Elsäßer trotz der Aufzwingung des Französischen als Umgangssprache das geblieben, was sie ihrer Abstammung nach immer waren, Deutsche alemannischen Stammes. So hat man auch nicht die Deutschen Ungarns magyarisieren können. Wenn auch die Sprache für das Volksleben größte Bedeutung besitzt, so vermag sie dennoch nie blutliche Abstammung und rassische Zugehörigkeit endgültig zu verdecken.

Immerhin darf die Bedeutung der Sprache nicht unterschätzt werden. Sie lediglich als äußerliches und zufälliges Auskunftsmitel der Lebensbedürfnisse zu betrachten, wäre mehr als oberflächlich. In der Sprache spiegelt sich das Leben eines Volkes selbst, sein Charakter, seine Kultur, seine ganze innere Gesinnung. Durch die Sprache kommt nicht nur der einzelne zum Selbstbewußtsein, sondern durch sie wird auch das Selbstbewußtsein des ganzen Volkes bestimmt, und so ist es verständlich, wenn Philosophen und

Pädagogen immer wieder auf die Bedeutung der Spracherziehung hingewiesen haben. Es wird in diesem Zusammenhang erklärlich, daß Kinder, die vorzeitig, wenn sie im Verständnis und Gebrauch der Muttersprache noch keine genügende Sicherheit erlangt haben, gezwungen werden, sich in eine zweite Sprache hineinzufinden, schweren Schaden nehmen. Prüfungen der aus zweisprachigen Schulen entlassenen Kinder zeigen oft erschreckende Ergebnisse. Man hat nicht zu Unrecht solche Schulen als „Verdummungsschulen“ bezeichnet.

Durch den Führer ist auch hier eine klare und eindeutige Einstellung geschaffen worden. In „Mein Kampf“ auf Seite 428 schreibt er: „Es war in den letzten hundert Jahren ein wahrer Jammer, sehen zu müssen, wie in diesen Kreisen manchmal im besten Glauben mit dem Worte „germanisieren“ gespielt wurde. Ich selbst erinnere mich noch daran, wie in meiner Jugend gerade diese Bezeichnung zu ganz unglaublich falschen Vorstellungen verleitete. Selbst in alldeutschen Kreisen konnte man damals die Meinung hören, daß dem österreichischen Deutschtum unter fördernder Mithilfe der Regierung sehr wohl eine Germanisation des österreichischen Slawentums gelingen konnte, wobei man sich nicht im geringsten darüber klar wurde, daß Germanisation nur am Boden vorgenommen werden kann und niemals am Menschen. Denn was man im allgemeinen unter diesem Wort verstand, war nur die erzwungene äußerliche Annahme der deutschen Sprache. Es ist aber ein kaum faßbarer Denkfehler, zu glauben, daß, sagen wir, aus einem Neger oder einem Chinesen ein Germane wird, weil er Deutsch lernt und bereit ist, künftighin die deutsche Sprache zu sprechen und etwa einer deutschen politischen Partei seine Stimme zu geben. Daß jede solche Germanisation in Wirklichkeit eine Entgermanisation ist, wurde unserer bürgerlichen nationalen Welt niemals klar. Denn wenn heute durch das Otkroyieren einer allgemeinen Sprache bisher sichtbar in die Augen springende Unterschiede zwischen verschiedenen Völkern überbrückt und endlich verwischt werden, so bedeutet dies den Beginn einer Bastardisierung und damit in unserm Fall nicht eine Germanisierung,

sondern eine Vernichtung germanischen Elements. Es kommt in der Geschichte nur zu häufig vor, daß es den äußeren Machtmitteln eines Eroberervolkes zwar gelingt, den Unterdrückten seine Sprache aufzuzwingen, daß aber nach tausend Jahren seine Sprache von einem andern Volk geredet wird und die Sieger dadurch zu den eigentlichen Besiegten werden. Da das Volkstum, besser die Rasse, eben nicht in der Sprache liegt, sondern im Blute, würde man von einer Germanisation erst dann sprechen dürfen, wenn es gelänge, durch einen solchen Prozeß das Blut der Unterlegenen umzuwandeln. Das aber ist unmöglich.“

Aus diesen Ausführungen des Führers zu diesem Problem geht klar und eindeutig unsere Stellungnahme hervor. Niemals werden wir den Versuch unternehmen, aus Menschen eindeutig polnischen Volkstums etwa Deutsche machen zu wollen. Worum es aber im befreiten Gebiet geht, ist etwas ganz anderes. Hier wohnen Hunderttausende von Menschen, die deutsches Bluterbe in sich tragen. Polen hat seit Jahrhunderten versucht, diese rassistisch wertvollen Menschen dem polnischen Volkstum zuzuführen und dadurch das deutsche Volkstum in seinem Bestand zu schädigen. Durch die Unterstützung der Kirche sind hier auch, wenigstens äußerlich, scheinbar Erfolge erzielt worden. Aber auch sie können nicht von Dauer sein, weil über Sprache, Bekenntnis, zeitweise politische Einstellung usw. das Blut steht. So werden heute viele dieser Menschen, nachdem das deutsche Volk unter der Führung Adolf Hitlers den Marsch in die Freiheit angetreten hat, wieder an das Erbe, das sie in sich tragen, immer dringender gemahnt und erinnert.

Da setzt die große Aufgabe ein, die unser Gauleiter und Reichsstatthalter uns gestellt hat, diese Menschen dem deutschen Volkstum zurückzugewinnen und sie endgültig unserem Volk einzugliedern. Ganz besonders gilt das von der dem deutschen Volk blutsverwandten Jugend. Sie ist unbelastet, sie wächst in einer Zeit auf, in der endlich eine klare Sicht für alle diese Dinge gegeben ist, sie wird einmal die Einordnung finden, die ihren Eltern und vielleicht auch Großeltern unter der

Mißgunst der Verhältnisse versagt blieb. Hierbei kommt der Schule eine besondere Bedeutung zu. Ihre Aufgabe ist es, diese Kinder nicht etwa nur, wie in einer vergangenen Zeit, mit der deutschen Sprache vertraut zu machen, mit ihrem Aufbau, ihren Sprachwurzeln, ihren Formen und ihren Sprachmitteln, sondern sie muß diese Jugend einführen in unsere in der Vergangenheit liegende Entwicklung als Volk, sie wird den einzelnen bis in die geheimsten Tiefen seines Gemüts bei Denken und Wollen erfassen, sie wird jene selbständigen Kräfte wecken und pflegen, die den freudigen Arbeitstrieb der Jugend entfachen und wird diese Kinder wieder zurückführen zu der Lauterkeit deutschen Charakters, zu unserer Kultur und der inneren Gesinnung, die aus dieser spricht. Das ist der Angelpunkt der Aufgabe unserer Schule und insbesondere der Volksschule im befreiten Gebiet, die in einer wahrhaft naturgemäßen und einzig möglichen Erziehung gipfelt.

Seit Herbst 1939 sind viele Hunderte deutsche Lehrer und Lehrerinnen aus allen Gauen des Großdeutschen Reiches an diese Aufgabe mit anerkannter Einsatzbereitschaft und großem Erzieheridealismus herangegangen. Durch polnische Willkür wurde ein Teil dieser Lehrkräfte einst vor zwanzig Jahren gezwungen, die westpreußische Heimat zu verlassen. Jetzt sind sie zurückgekehrt und haben mit Erschrecken feststellen müssen, daß die Polen versucht haben, den geraubten Teil Westpreußens in einem kaum für möglich gehaltenen Ausmaß zu entdeutschen. Die Polen haben nicht nur Hunderttausende deutsche Beamte, Gewerbetreibende und Bauern zur Abwanderung gezwungen, sondern durch unerhörte politische Maßnahmen in gesinnungs- und bekenntnismäßiger Hinsicht sowie wirtschaftlichen Druck besonders die einheimische minderbemittelte erwerbstätige Bevölkerung der deutschen Sprache beraubt und damit das Bewußtsein um ihre Verbundenheit mit dem deutschen Volk und der deutschen Kultur untergraben. Das war um so eher möglich, als politische Erziehung und völkisches Empfinden, die in jenen Tagen ja auch vielen unserer Volksgenossen im Altreich man-

gelten, im bedrohten Osten erst recht fehlten. Hinzu kommt, daß das Deutschtum in Westpreußen und Posen zum Teil aus fehlendem Verständnis dem immer rücksichtsloser vorgehenden Volkstumskampf der Polen nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen konnte. So erklärt es sich, daß heute unsere deutschen Lehrer in zahlreichen Fällen Klassen zugeteilt erhalten, in denen die Schüler nur noch wenige Brocken der deutschen Sprache beherrschen, oft auch kein Wort mehr davon verstehen, obwohl die Eltern und besonders die Großeltern dieser Kinder sich einmal dem deutschen Volke unbedingt zugehörig gefühlt haben. Hier erwächst dem deutschen Lehrer die außergewöhnlich schwierige Zielsetzung, verschüttetes deutsches Volkstum und damit die in Vergessenheit geratene deutsche Sprache wieder zu neuem Leben zu erwecken.

Von vornherein steht diese Arbeit in starkem Gegensatz zu dem früheren sogenannten utraquistischen Unterricht. Diese Kinder sollen nicht zwei Sprachen erlernen, sondern sollen wieder zur deutschen Muttersprache zurückgeführt werden. So wird denn aller Unterricht nur in deutscher Sprache erteilt. Die Kinder antworten deutsch; im Elternhaus wird ebenfalls wieder das Deutsche als Umgangssprache gebraucht. Den Unterrichtsformen Lehrgang und Arbeit kommt in solchen Klassen eine große Bedeutung zu. Daneben wird aber das Spiel auch nicht vernachlässigt. Gerade das Spiel ist für die Entwicklung des Sprachgefühls und der Sprachfertigkeit von besonderem Wert. Mit suggestiver Kraft zwingen die deutschen Sing- und Sprechspiele unsere blutsverwandten Kinder im befreiten Gebiet dazu, sich wieder der deutschen Sprache zu bedienen. Weit öffnen sich hier die Tore zur Kindesseele und so werden die inneren Kräfte der Jugend geweckt und naturgemäß gebildet. Gefühle, Stimmungen, Ahnungen, Wünsche, Willenserregungen, Affekte, ideale Bestrebungen, man könnte fast sagen, die Urgründe nationalsozialistischer Weltanschauung, werden wach. Alle diese Bildungskraft steht im Dienste der Erziehung. Langsam läßt der deutsche Lehrer die Kinder wieder die deutsche Sprache erwerben und sich darin üben, läßt sie in

den deutschen Kultur- und Lebenskreis hineinwachsen und erzieht sie damit zu jenen Eigenheiten, die das Leben des deutschen Menschen bestimmen: Ordnung, Pünktlichkeit, Sauberkeit, Disziplin, Gehorsam, Verantwortungsbewußtsein, körperliche und geistige Leistungsfähigkeit. Als Schule der volkstümlichen Menschen entwickelt besonders die Volksschule im befreiten Gebiet neues deutsches Brauchtum als Ausgang. Im tagtäglichen Zusammensein der Jugend in der Schule wird alles nach einem bestimmten Brauchtum aufeinander abgestimmt, in der Sitte des Grußes, in der Hausordnung, in den Feierstunden. Durch solches Brauchtum verwächst die Schule mit Elternschaft und HJ. Sie wird zu einer Werkgemeinschaft aller Beteiligten in der Schule, zu einer Volksgemeinschaft im kleinen und somit zugleich zum Vorbild für die Schaffung

und Gestaltung des großen volkstümlichen Gemeinschaftsdaseins, in das die Jugend der für unser Volkstum zurückgewonnenen Volksgenossen als tätiger Teilhaber am öffentlichen Leben der Nation schließlich eingehen soll.

Es ist eine sehr schwere, viel Geduld erfordernde und nervenaufreibende Arbeit, die der deutsche Lehrer hier im Kampf um die Wiedergewinnung deutschen Volkstums in die Waagschale werfen muß, aber es ist auch eine unendlich dankbare Verpflichtung. Jeder dieser Erzieher hilft mit, dem deutschen Volk das zurückzugeben, was ihm einst in Zeiten der Schwäche und des Verfalls entrisen wurde. Er hilft mit, unser Volk noch größer und stärker zu machen. Wo gibt es eine idealere und verantwortungsvollere Aufgabe!



Karl Piepho

## Die soldatistische Schule des Ostens

Wir sprechen vom Lebendigsein der Idee des Soldatistischen in der heutigen Erziehung.

Die nationalsozialistische Revolution hat die Erziehung vor eine neue Aufgabe gestellt. Es gilt, den deutschen Menschen zu erziehen, der festen Fußes in seinem Volke steht, der Kämpfer ist für sein Volk, der Diener ist an seinem Volke, und der an sein Volk und seinen Führer glaubt. Der soldatistische deutsche Mensch ist das Erziehungsziel unserer Zeit.

Die Kampfverbände der Bewegung, der Arbeitsdienst, die Wehrmacht, die Jugendorganisation des Führers und nicht zuletzt die deutsche Schule, — alle Erziehungsmächte des Reiches haben sich der neuen Aufgabe verschworen, den kämpferischen, opferfrohen, gläubigen deutschen Menschen heranzubilden, den deutschen Soldaten.

Damit ist das Ziel gegeben. Wie aber muß der Weg verlaufen, den die Erziehung beschreiten muß? — Wir sind uns darüber im klaren, daß nur eine soldatistische Erziehung, nur eine soldatistische Schule und ein soldatistischer Lehrer in der Lage sind, der deutschen Jugend soldatistische Grundhaltungen einzupflanzen.

Der deutschen Schule ist damit wohl die schwerste Aufgabe gestellt, denn von ihr muß eine innere Umstellung erwartet werden. Eine junge Erziehergeneration wird aber auch dieser Schwierigkeit gewachsen sein, denn sie trägt die Vorbedingungen ihrer Überwindung in sich selbst, in ihrem Willen nämlich, selbst soldatistisch zu sein.

Wir haben bereits eine klare Vorstellung vom Wesen des Soldatistischen und von der soldatistischen Idee, die unsere Erziehung nun durchwirken und beleben soll. Wir wissen, daß das deutsche Volk in

seiner blutsmäßig bedingten Grundhaltung soldatistisch ist. In seiner Geschichte, besonders in seiner Wehrgeschichte, erkennen wir das Werden und Wachsen eines Soldatentums, das heute in der nationalsozialistischen Weltanschauung, Staatsform und Wehrordnung seine vielleicht letzte und klarste Ausprägung gefunden hat.

Was ist nationalsozialistisches Soldatentum? — Wir müssen es uns in kurzen Worten umreißen. Es ist Kämpfertum, eine körperliche, geistige und seelische Grundhaltung, die in der kämpferischen Durchsetzung gegenüber Schwierigkeiten und Widerständen eine selbstverständliche Mannestugend erblickt, eine Haltung, die unser Volk wehrhaft und stark werden läßt und die uns die Kraft zum Bestehen als Volk verschafft. Kämpfertum, sieghaftes, vorwärtsstürmendes, aber durch Befehle der Ehre und Zucht gehaltenes und gelenktes Macht- und Kräfteinsich für eine Idee, das bereits den germanischen Wehrmann auszeichnete und sich durch die Jahrhunderte, aller Verfälschungen zum Trotz, bis zur Wiedergeburt im politischen Kämpfer des Dritten Reiches erhalten hat, ist Kennzeichen ewigen deutschen Soldatentums.

Soldatentum ist Dienst an der Gemeinschaft. Das Opfer ist Sinnbild soldatistischen Einsatzwillens geworden. Nur wo der Kampf Ausdruck eines Dienens am Ganzen wurde, wo aus zweckfreiem Kampfstrieb oder aus materialistisch bedingtem Kriegertum opferbereiter Einsatz für eine höchste Idee wurde, konnte wahres Soldatentum lebendig werden. Der Kampf des nationalsozialistischen Soldaten ist ein Dienst am Volke, der kein Opfer zu hoch erscheinen läßt.

Soldatentum ist höchste Gläubigkeit. Nur der unbeugsame Glaube an

das Volk, an den Führer und an die Sache, um die wir kämpfen, ermöglicht und rechtfertigt letzten Endes den kämpferischen Einsatz der Person. Kampf, Dienst und Glaube sind in der Geschichte des deutschen Volkes als Grundpfeiler waren und echten Soldatentums deutlich geworden. Im Bilde des um die Größe und Freiheit des Reiches kämpfenden Soldaten dieses Krieges findet die Idee ihren sichtbaren Niederschlag.

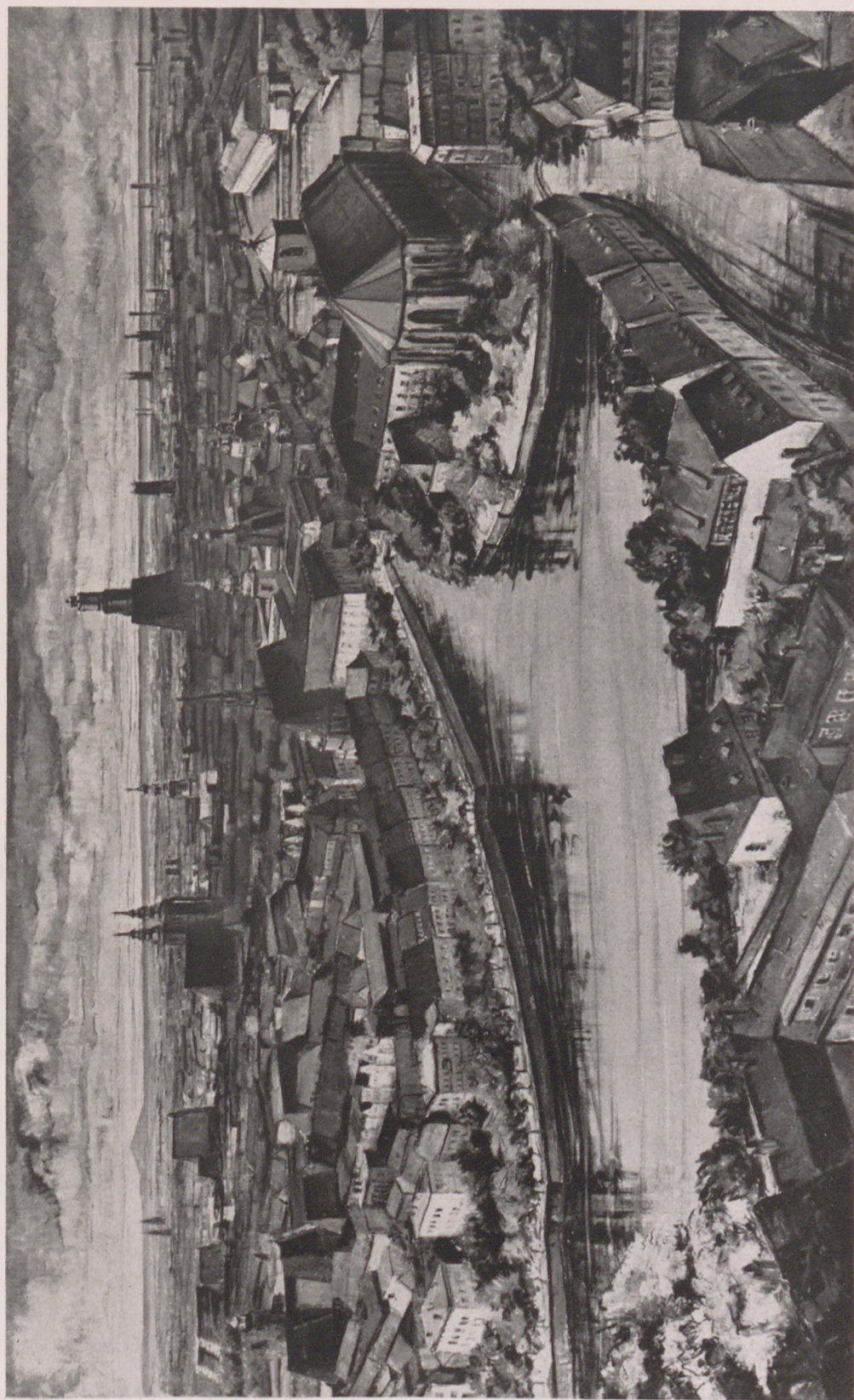
Soldatentum ist aber nicht Sache einzelner, vielleicht nur der zum militärischen Einsatz tauglichen und vorbereiteten mehrfachen Mannschaft. Soldatentum ist Sache des ganzen Volkes. Die soldatische Idee mußte demnach Inhalt und Ziel jeder volkhaften Erziehung werden. Sie mußte sie durchdringen und ihr Form und Gepräge geben. Es gibt heute praktisch keine Erziehungsgemeinschaft mehr, die sich nicht an den Gesetzen des Soldatischen zumindest auszurichten versucht. Bereits die Hitlerjugend erfährt den deutschen Jungen und formt ihn im soldatischen Sinne. Die SA. setzt die begonnene Arbeit fort und bereitet den Mann für den Waffendienst vor. Arbeitsdienst und Wehrmacht vollenden den Werdungsprozeß des Soldaten. Nach erfüllter Dienstpflicht kehrt dieser in die SA. zurück, wo er im ständigen Dienst am Volke das Soldatische in sich lebendig erhält. Zum Soldatischen erziehen die Ortsgruppen der Partei, erzieht der Rundfunk, die Presse und schließlich auch die Kunst und die Literatur.

Wo in der Erziehung zum Soldatischen steht nun heute die Schule? Es bedarf keiner Erörterung, daß unsere deutsche Schule bemüht ist, die Idee des Soldatischen in ihren Unterrichtsräumen, auf ihren Sportplätzen und in ihren Gemeinschaftslagern lebendig werden zu lassen. Eine junge Erzieherkaste, durch ihren Einsatz in HJ. und SA. weltanschaulich ausgerichtet, durch ihren Dienst in der Wehrmacht soldatisch geformt und geprägt, verbürgt die Durchdringung der Schulerziehung mit soldatischem Geist, auch dort, wo sich noch der Moderdust einer längst verwehten Epoche verborgen hält. Wegbereiter der soldatischen Schule ist der soldatische Erzieher. Wie sieht er

aus? Wo tritt er in Erscheinung? Wir brauchen uns kein Idealbild zu entwerfen; denn dieser Erzieher lebt und wirkt bereits, er kämpft und ringt im Stillen um die ihm anvertraute Jugend, er dient und opfert im tiefen Glauben an den Sinn seiner Arbeit und an ihre Bedeutung für die Zukunft des deutschen Volkes.

Der junge Erzieher ist Kämpfer, er ist Soldat. Zum Fronteinsatz aber gelangt der deutsche Lehrer hier bei uns im Osten, wo er im Aufbau des Schulwesens, in der selbständigen Gestaltung des Unterrichtsverfahrens und in der Organisation der äußeren Umstände Pionierarbeit zu leisten hat. Hier kann er sein Soldatsein unter Beweis stellen und eine wahrhaft soldatische Erziehung verwirklichen.

Auf einer Rundgebung der Erzieherkaste des Reichsgaues Danzig-Westpreußen entwickelte Reichsminister Rust kürzlich klar und eindeutig die Aufgaben des Erziehers im Osten. Er sprach dabei von der Größe des Einsatzes, der dem kämpfenden Soldaten an der Front nicht nachsteht. Und so ist es. Hier im Osten steht der soldatische Erzieher, der opferfrohe und freudige Kämpfer für sein Volk, dem der Einsatz keineswegs leicht gemacht wird. Man macht sich nur schwer einen Begriff von dem Leben und der Arbeit dieses Lehrers, der irgendwo draußen auf dem Lande sitzt, weit ab von allen Bequemlichkeiten der Stadt, weit ab von Theater, Film und Konzert, von ordentlichen Gaststätten und gleichgimten Menschen. Ohne elektrischen Strom, oft ohne Wasser, ohne Verkehrsverbindung lebt er unter Menschen, die ihm fremd sind; 100, 200, ja 300 Kinder hat er als einzelner zu betreuen, Kinder, die nur schwer ein inneres Verhältnis zu ihm finden können, weil sie z. T. seine Sprache schwer verstehen. Es ist nicht möglich und auch nicht beabsichtigt, die Schulverhältnisse in ihrer unglaublichen Primitivität und Verkommenheit zu beschreiben, wie sie jene Erzieher vor 1 bis 2 Jahren antraten, die als Freiwillige oder Abgeordnete aus dem Reich im Osten eintraten. Wer hier im Osten wirkt und arbeitet, der kennt sie zur Genüge und redet nicht davon. Nur dies eine sei gesagt, und das scheint uns im Hinblick



Georg Nerlich: Stadtbild von Breslau (1940)



auf die Zukunft der deutschen Schule von besonderer Bedeutung: Der deutsche Erzieher, der zum Osten kam, hat sich der ihm gestellten Aufgaben gewachsen gezeigt; er hat sie erkannt, hat die Zähne aufeinandergebissen und ist ohne langes Zögern zum Angriff übergegangen. Er hat damit eine Erzieherhaltung bewiesen, die einzigartig ist und wohl geeignet, den deutschen Lehrer des Ostens als Vorbild seines Berufes herauszustellen.

Wir wissen, daß nicht jeder Lehrer geeignet und fähig ist, auf vorgeschobenem Posten kämpferischen Einsatz zu leisten. Wir wissen auch, daß sich manch ein Lehrer hier „strafversehrt“ fühlt und keine größere Sehnsucht kennt, als die, sobald als möglich in die geordnete Berufsatmosphäre der Heimat zurückzukehren. Man wird ihn eines Tages gehen lassen aus der Erkenntnis heraus, daß mangelnder Einsatzwille den Schwierigkeiten der Schule des Ostens nicht gewachsen sein kann. Man wird die Freiwilligen rufen, die als Soldaten kommen und denen „Kapitulation“ ein Fremdwort ist. Soldatentum beruht immer nur auf Freiwilligkeit; ein gegen seinen Willen zwangsweise hervorsehrteter Lehrer wird niemals soldatischer Erzieher unserer Dorfschule im Osten werden.

Wir glauben, daß die Schule des Ostens eine soldatische Schule sein muß und nur eine soldatische Schule sein kann. Wir glauben, daß der Osten die Geburtsstätte der soldatischen Schule sein wird. Erziehung und Soldatentum sind hier unzertrennliche Begriffe.

Der Osten wird Kampfgebiet unseres Volkes bleiben auf Jahrzehnte hinaus, die Schule im Osten wird ein Frontabschnitt sein, an dem ein harter Kampf ausgefochten werden muß. Träger dieses Kampfes ist der Dorflehrer, auf seinen Schultern lastet die ungeheure Verant-

wortung gegenüber dem Reich, das ihn an seine Grenze gestellt hat.

Freudig geht er an seine Aufgabe heran, er wächst an den Widerständen und findet im harten Dienst an der Dorfgemeinschaft, ihrer Jugend und ihrer Schule die Erfüllung seiner Berufung, Erzieher des deutschen Volkes zu sein. Er ist Kämpfer, der im ständigen Einsatz steht, der mutig, draufgängerisch, frisch und ausdauernd ist, und der sich seiner Aufgabe bewußt ist.

Es ist selbstverständlich, daß die sich durchsetzende soldatische Erzieherhaltung im Schulwesen des Ostens zwangsläufig auch zu einer entsprechenden Durchformung und Ausrichtung des erzieherischen Tuns und damit zu einer Neugestaltung der Schule selbst führen muß. So kommen wir zur soldatischen Schule, die sich hier in Ansätzen bereits verwirklicht.

Kennzeichen der soldatischen Schule ist eine Erziehung, in der Kämpfergeist lebendig geworden ist, in der Opferhaltung, Gehorsam und Kameradschaft Gemeinschaftsmerkmale sind, in der der Glaube an Volk und Reich zum tiefen Erlebnis wird. Nur ein kämpferisches Erzieher-tum kann zum kämpferischen, nur vorgelebtes Opfer kann zum Opfertum, nur lebendiges Soldatentum kann zum Soldatischen erziehen.

Es mag eingehenderen Darstellungen vorbehalten bleiben, Wesensmerkmale einer soldatischen Erziehung und einer soldatischen Schule im einzelnen aufzuweisen. Wir begnügen uns mit der Feststellung, daß hier im Osten mit der Arbeit und der Arbeitshaltung eines soldatischen Erziehers eine Schule zu wachsen beginnt, die einst Vorbild jeder wirklich soldatischen Bildungsstätte sein wird, so wie ihr Erzieher schon jetzt als Vorbild soldatischer Erzieherhaltung zu gelten hat.

Bernhard Stephan

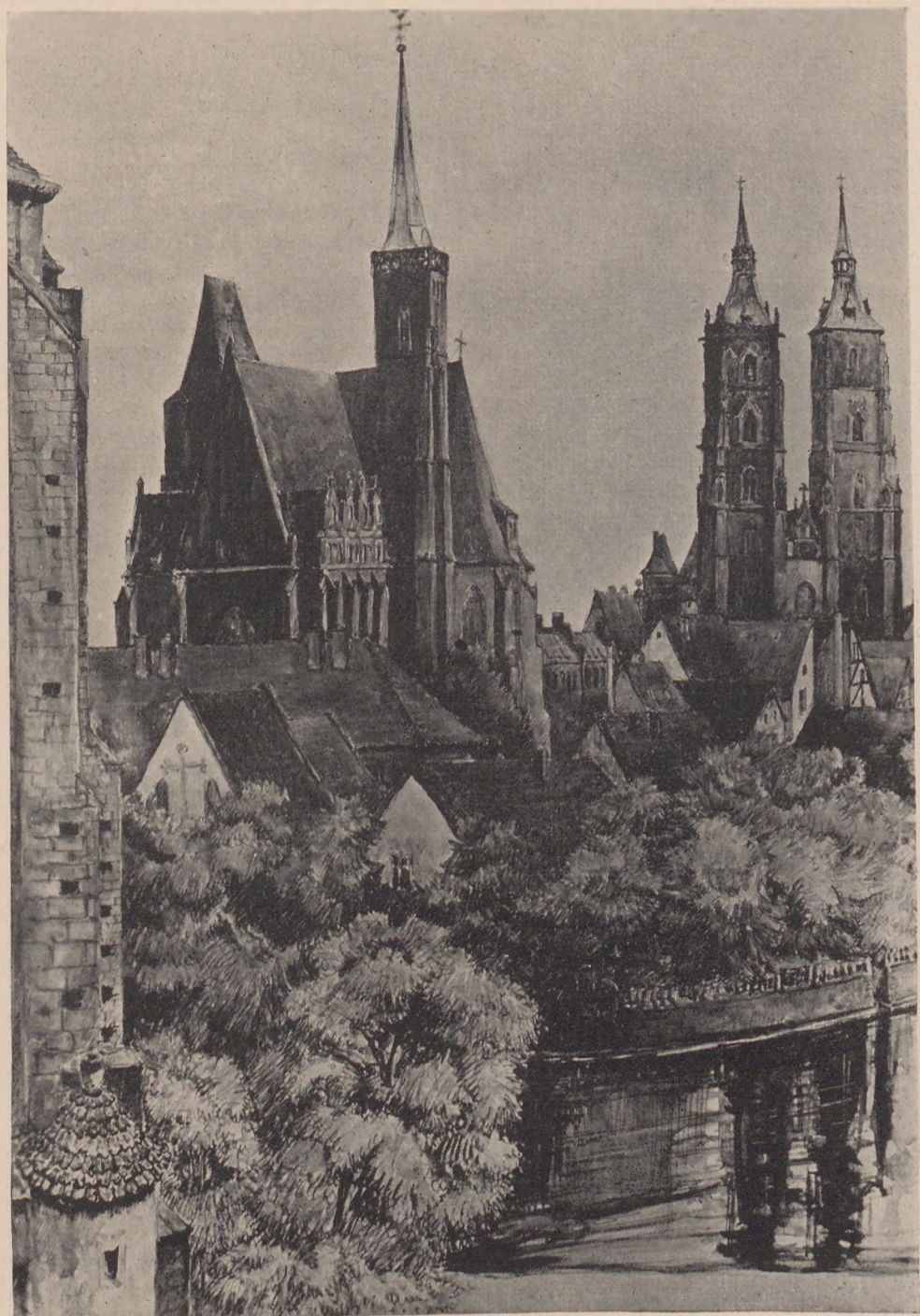
## Ostdeutsche Stadt im Bekenntnis des Malers

Ein Beitrag zur 700-Jahr-Feier Breslaus

Heinrich Rückert (1823—1875), Sohn des 1814 mit den „Geharnischten Sonnetten“ unter den Freiheitskämpfern hervortretenden Friedrich Rückert, hat der Stadt Breslau zu einer Zeit, da es als Stadtbild in seiner Eigenart soeben erst durch den schlesischen Maler Adalbert Wölfl entdeckt wurde, als einer der ersten auch literarisch ein feinsinniges und weitblickendes Verständnis zugewandt. „Breslau, diese echte Bürgerstadt des Mittelalters“, so schreibt er, „in einer gewissen Schlichtheit des Äußeren so ganz den Charakter eines echt deutschen Städtebildes repräsentierend, ist in ihrer Art würdig, neben Nürnberg, Augsburg, Danzig, den prägnantesten Typen älterer deutscher Städtebilder, zu stehen.“ Ein zusammenfassender Blick für die Zusammengehörigkeit deutscher Gauen ist diesem, aus der Romantik in ein Zeitalter der Sachlichkeit, zugleich aber auch politischen Wirklichkeitssinnes hineinwachsenden Breslauer Professor zu eigen, der sich mit Wölfl, Gustav Freytag und anderen Männern gedrängt fühlte, von dieser Stadt Zeugnis abzulegen, die mit ihren gotischen und barocken Bauten, mit dem Reichtum ihrer Schätze in Plastik, Malerei und Kunsthandwerk eigentlich damals erst in den Bereich der Forschung und allgemeiner werdender Kenntnis eintrat. Spannte Gustav Freytag in seinem Roman: „Soll und Haben“ die Erzählung von Tüchtigkeit und Wert eines Breslauer Kaufmannsgeschlechtes in den Rahmen eindringlicher Schilderung der Breslauer Bürgerhäuser, der alten Winkel und Gassen, aus wacher Wirklichkeitsbeobachtung auch erregende tragische Stimmung schöpfend, so erzählte Adalbert Wölfl in seinen Bildern von Alt-

Breslau, der Art eines Adolf Menzel nicht ganz fern stehend, vom Leben und Treiben der Menschen, das er als Staffage mit der chronistischen Gewissenhaftigkeit seiner Schilderung verband. Reizvolle Bilder entstanden, und das Breslau der 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts wird lebendig. Heinrich Rückert nannte Breslaus Rathaus „mit seinem Schmuck Symbol und Mittelpunkt des freien Bürgerstolzes“ einen Bau, „der in seinem Plan und seiner inneren Einteilung das Muster einer Burg des städtischen Geistes darstellt, wie die Marienburg am Ufer der Rogat das Muster einer Burg des ritterlich-mönchischen Geistes geworden ist.“ Lieft man dann bei Rückert weiter „von den Fuhrmannskolossen, den ungezählten Planenwagen, die durch die breiten Straßen fahren, von dem in riesigen Dimensionen angelegten Marktplatz, darauf berechnet, ganze Wagenburgen der Karawanen aufzunehmen, welche die Rohprodukte des Ostens dem deutschen Gewerbe zuführen“, weiter von der „lebensfrohen Staffage zur Architektur der Stadt, vom unendlichen Gewühl des Kaufens und Verkaufens aller möglichen Dinge, von der Vereinigung des Praktischen und Imposanten“, von den „im rechten Winkel sich durchschneidenden Straßen, die als ein Netz von Quadraten den Hauptplatz einfassen“, so fühlt man sich ganz in die Bilder eines Adalbert Wölfl hineinversetzt. Der Historiker und der Maler haben sich in der Aufgeschlossenheit und Liebe zu dieser „bei jedem Schritt interessierenden Stadt“ zusammengefunden.

Mit gleicher Leidenschaft hat erst in unseren Tagen unter den schlesischen Malern Georg Nerlich sich dem Stadtbilde



Dominikel in Breslau (1938)

Breslaus vertrieben. Die Stadt ist eine andere geworden, so scheint es. Die Zahl ihrer Bewohner, die Heinrich Rüdert zur Erklärung des so sinnfällig bemerkbaren Verkehrs auf etwa 200 000 Menschen angibt, hat sich verdreifacht. Vieles, sehr vieles im Bilde der Straßen und Plätze hat sich verwandelt. Rings um die Stadt wuchsen Siedlungen, vergrößerten sich die Parks, neue Bauanlagen wurden im Bereich der 1913 vollendeten Jahrhunderthalle und des späteren Messehofes geschaffen. Breslau wurde wieder Messfestadt, die es einst unter Friedrich dem Großen gewesen war, ein Titel, den es dann verlor und zu der Zeit Heinrich Rüderts nicht mehr besaß. Die ausgedehnten Sportanlagen entstanden. Die Oder wurde weiter hereingezogen in das Gesamtgefüge der Stadt. Häuserreihen schoben sich an ihren Ufern entlang. In der freien Ebene wurden dem beträchtlichen Schiffsverkehrsverkehr durch Kanäle neue Bahnen geöffnet. Eingemeindungen erweiterten das Weichbild der Stadt, rückten die Grenzen des Gemeinwesens hinaus. Blickt man von den Türmen, so erreicht das Auge wohl die Berge, aber weit hin zeigen Schornsteine und Häusergruppen doch ein der Stadt zugehöriges Gelände; überall ist Grün dazwischen, bleibt die Stadt zugleich Landschaft.

Doch es wurde schon gesagt: Unscheinend ist Breslau ein anderes geworden. Der Künstler, der es erlebte, ging von den Ursprüngen, vom Kerne aus, und ihm wuchs und wurde das Bild Breslaus von da her, das Ewige, Bleibende. Es ist, als ob er den Schritt durch die Jahrhunderte zurückgegangen, und dann wieder vorwärts mit dem Laufe der Zeiten gewandert wäre. Er wagte es, den Menschen ganz aus seinem Bilde zu verbannen und ihn dennoch in seinem Werk gegenwärtig zu halten. Er begriff die Stadt als Architektur, geworden in der Geschichte und ruhend auf dem Boden, über den diese vielhundertjährige Geschichte konkret, faßbar sich baute. Er spürte dieses Breslau, uralte, der Natur verbunden, ihr zugeschworen, und auch in seinem heutigen Geschehen und Erstehen von diesen Kräften seiner Geschichte und seines Bodens nicht gelöst.

„Stadt im deutschen Osten“ heißt eines der Bilder von Georg Nerlich. Einmalig, unverwechselbar ist es diese Stadt im Osten, die den Namen Breslau trägt, der die Zeiten die Türme prägte, die gotischen des Domes, der Kreuzkirche, der Sandkirche auf den Inseln, an die die erste Siedlung sich lehnte, die Türme von St. Elisabeth und St. Magdalena, die seit 1241 neu und kraftvoll sich entwickelnde Bürgerstadt überhöhend, den Turm des Rathauses, dessen unter der Renaissancebekrönung golden schimmernde Uhr den Platz des alten Vogt- und Bürgerthings, den Ring, überstrahlt.

Dann aber fügte das Barock jene Türme zusammen, die über die wie ein Binnensee ausgebreitete Stadt oder sich zu einer Gruppe sammeln, in der ernst und geheimnisvoll der Turm über der Grabstätte des Angelus Silesius, des Cherubinischen Wandersmannes, seine Stimme erhebt, neben ihm der durchbrochene Helm des alten Clarissinenklosters, dann der Sternwärtenturm der Universität, des einstigen Jesuitenkollegiums und der klangvoll seine Dachreiter der dazugehörigen Kirche. Aber neben dieser barocken Turmgruppe steht der schlanke, auch in seiner Spitze gemauerte gotische Turm der Vinzenzkirche, die das Mausoleum Herzog Heinrich II. ist, der sich am 9. April 1241 auf der Wahlstatt bei Liegnitz, den Tod findend, mit seinen Scharen den Tataren zum Kampfe stellte. Gotik und Barock vereinigen sich auch im Inneren vieler Kirchen. Georg Nerlich malte die Domorgel und die wunderbare Pracht der Orgel in der Sandkirche, schwebend und nur wie Ahnung den Raum durchtönend, in der Halle des 14. Jahrhunderts das Orgelwerk vom Jahre 1712.

Wenn man gesagt hat, daß der Grundriß einer Stadt die monumentalfste Urkunde ihrer Geschichte ist, und eines der allerwichtigsten Denkmäler, die sie enthält, so sind Georg Nerlichs Breslau-Bilder, die immer das Ganze erfassen, die Struktur und Planung in sich tragen, in Wahrheit Dokumente und Sinnbilder. Sie sind es in der Statik und gebannt treibenden Bewegung, Wissen





Georg Nerlich: Oder in Breslau mit Kreuzkirche und Dom (1939)



und Empfindung in sich bergenden Auffassung. Kompositionsskizzen, die Georg Nerlich zu seinen Bildern entwirft, weisen, schon für sich wirksam, das Gerüst des Bildes mit voller Entschiedenheit auf. Sie sind aber kein Schema, da sie zugleich die zu fester Vorstellung verdichtete Einzelheit, wenn auch noch so abgekürzt, fühlbar machen. Die Farbe ist Deutung, ohne eigenmächtig das Stadtbild in eine subjektive Farbensinfonie zu verwandeln. Freilich eine einschmeichelnde gefällige Tonigkeit, die weder dem Wesen der Stadt noch dem des Schlesiens entspräche, weisen diese Bilder nicht auf. Daß die Farbigkeit eigenwillig bleibt, und daß auch hierin Georg Nerlichs Stadtbilder nicht als Beduten, sondern als gestaltetes Erlebnis sich darstellen, entspricht der persönlichen Haltung des Künstlers, den

sein Thema, dieses Breslau, an dem er mit allen Fasern hängt, zur Aussage zwingt. Ein Gegenstand, dessen Würde groß genug ist, ihm mit ganzem Einsatz zu dienen.

Wölfl, zeitverwandt zu Gustav Freytags Schilderkunst, zu Heinrich Rückerts beschreibender Historie, gibt den Ausschnitt, den Bericht. In Georg Nerlichs Werk wurde Breslau als Gestalt geboren, in seiner Schicksalsform: Stadt und Strom — gipfelnd und betont im Ausdruck ihrer entscheidenden Werte. Sachlich und von der Innigkeit des Zugehörens erfüllt, geben Georg Nerlichs Bilder nicht nur die Stadt des deutschen Ostens, ehrwürdig im Kranz der Städte, die auf Vorposten stehen, wieder, sondern huldigen ihr, echte Werke heutiger Kunst, mit der Blut eines Bekenntnisses.

Arthur Lenz

## Die Leibhusaren

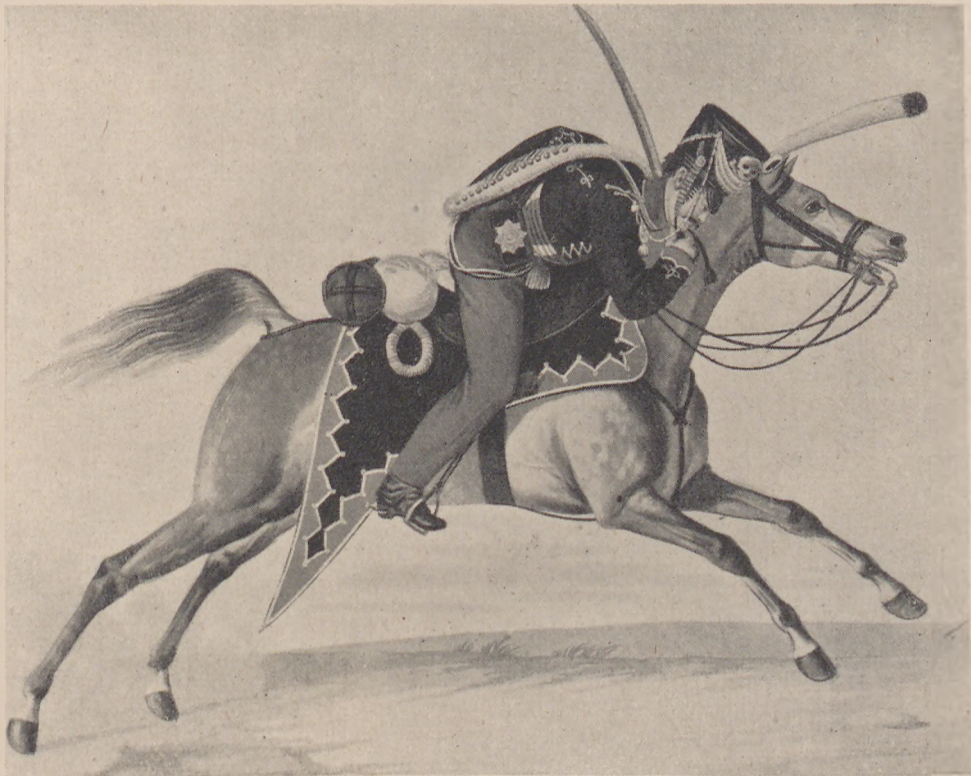
1741 - Zum 200jährigen Gedenken - 1941

Den schwarzen Husaren der alten preussischen Armee, deren Garnisonen im deutschen Osten standen, gilt heute ein ehrenvolles 200jähriges Gedenken. Mit dem bitteren Ende des Weltkrieges hörten die in der Leibhusaren-Brigade in Danzig vereinigten Leibhusaren-Regimenter Nr. 1 und 2 zwar auf zu bestehen, aber ihre ruhmreiche Tradition wurde fortgeführt in zwei Schwadronen des 5. (Preussischen) Reiter-Regiments der pommerischen Garnisonen Stolp und Belgard. Nach dem Totenkopf an Mütze und Pelzmütze einst auch Totenkopfreiter genannt, lebt der Geist der kriegserprobten schwarzen Husaren noch heute in der jungen deutschen Wehrmacht weiter. Ja, der Totenkopf, der als Symbol der Todesverachtung dieser bewährten Reitertruppe der preussischen Armee voranleuchtete, er ist auch zum Sinnbild höchsten Mannesmutes in dem gigantischen Kriegsringen um Großdeutschlands Freiheit geworden. So leben die schwarzen Husaren preussischer Vergangenheit mit ihren ungestüm attackierenden Reiterstücken fort in den unerhörten Kriegstaten der deutschen Wehrmacht zu Lande, zu Wasser und in der Luft.

Vor nunmehr rund 200 Jahren, am 9. August 1741, im Kriegslärm des ersten Schlesienschen Krieges, wurde der große Preußenkönig Friedrich auf märkischem Boden zum Stifter der schwarzen Husaren. In ihrer Geschichte sind sie engste mit dem deutschen Osten verbunden: Über einhundert Jahre, von 1817 bis 1920, standen die 1. Leibhusaren in Danzig in Garnison. In ihren Reihen stieg Generalfeldmarschall von Madensen, der kriegsbewährte 2. Leibhusar aus dem Feldzuge gegen Frankreich 1870/71, zum Regimentskommandeur auf. Als am 14. September 1901 in Danzig das bis dahin in Posen stehende 2. Leibhusaren-Regi-

ment mit dem 1. Leibhusaren-Regiment zur Leibhusaren-Brigade vereinigt wurde, erhielt Madensen mit der Uniform der 1. Leibhusaren als Generalmajor das Brigadekommando. Seitdem blieb Madensen für immer Leibhusar. Ihn, den ruhmgekrönten Feldherrn des Weltkrieges, kennt man auch heute noch nicht anders als in der Ustila der schwarzen Husaren.

Wenn die Geschichte der schwarzen Husaren an ihrem 200jährigen Gedenken lebendig wird, so gebührt Madensen das Verdienst, sie als sein großes Lebenswert anschaulich dargestellt zu haben. Von ihm stammt eine große Geschichte der Leibhusaren mit reicher Bebilderung der verschiedensten Husarengattungen und dazu eine kurzgefasste Geschichte der Leibhusaren, die am 9. August 1891 anlässlich des 150jährigen Bestehens der schwarzen Husaren den Unteroffizieren und Mannschaften beider Totenkopfreimenter als Festgabe ausgehändigt wurde. Nach der Vereinigung der 1. und 2. Leibhusaren zur Leibhusaren-Brigade in Danzig erschien dann von Madensen 1905 bei Mittler & Sohn in Berlin eine Neuauflage der Geschichte der Leibhusaren. In ihrem Vorwort gibt Madensen seiner Genugtuung darüber Ausdruck, daß die „Totenköpfe“ wieder unter eine Führung gekommen seien und ihre Gescheide nun wieder zu einer Geschichte zusammenfloßen. Damals Generalleutnant, kaiserlicher General-Adjutant und Kommandeur der 36. Division in Danzig, bekannte Madensen mit dem Gedenken seiner militärischen Ausbildungs- und Kriegsjahre (1870/71) beim 2. Leibhusaren-Regiment, daß es für ihn die Höhe seines Soldatendaseins bedeutete, als Kommandeur dann das 1. Leibhusaren-Regiment in Danzig geführt zu haben.



Unteroffizier vom 1. Leibhusaren-Regiment (1830/40)

Mehr als vier Jahrzehnte blieb Mackensen Danzig treu verbunden. Die Stadt, in der er 1908 seinen militärischen Aufstieg zum Kommandeur des westpreussischen XVII. Armeekorps erlebte, verlieh ihm am 6. August 1915 das Ehrenbürgerrecht als „dem langjährigen wohlwollenden Freund der Stadt, in dankbarer Anerkennung der unvergeßlichen Verdienste, die er sich im Weltkriege auf den Schlachtfeldern des Ostens um die Sicherung der deutschen Ostmark und damit auch um die Stadt Danzig erworben hatte“. Mackensen und die schmucken schwarzen Husaren wurden in der Zeit vor dem Weltkriege zu einem einzigen Begriff in Westpreußens Provinzialhauptstadt Danzig. Sie erlebte glanzvolle Bilder preussischen Reitergeistes, wenn die schwarzen Husaren durch die Straßen ritten oder auf den Exercierplätzen paradierten. Mit der eifrigen Pflege des Pferderennsports auf der Rennbahn in Zoppot als Vorsitzender

des Westpreussischen Reitervereins in Danzig verwuchs Mackensen noch mehr mit allen Bevölkerungskreisen in Stadt und Land. Den volkstümlich gewordenen Husarengeneral ernannte die Technische Hochschule in Danzig zum Ehrendoktor. Im Rechtstädtischen Rathause in Danzig erhält eine Erzbüste von Lederer Mackensens Züge für die Nachwelt. Ihn nennt die Geschichte der Leibhusaren während des Weltkrieges den „vollendeten Leibhusar“. — — —

Fest verwurzelt standen die westpreussischen Bauerngeschlechter in der Husarentradition, wie sie von Mackensen getreulich gepflegt wurde. Der Bauernsohn Westpreußens setzte seine Ehre darin, als Freiwilliger bei den Leibhusaren-Regimentern in Danzig zu dienen. Das war schon so, seitdem am 17. Mai 1817 die 1. Leibhusaren Danzig als Stabsstandort innerhalb des Befehlsbereichs des I. ost-

preußischen Armeekorps bezogen. Einzelne Schwadronen kamen nach Pr.-Stargard, Elbing, Christburg und Rosenberg in Garnison. Elbing wurde 1851 auf vier Jahre mit Riesenburg, 1859 für immer mit Danzig vertauscht und hierbei zum ersten Male Danzigs Vorstadt Langfuhr mit den schwarzen Husaren belegt. Rosenberg hörte 1855 auf, eine Garnison schwarzer Husaren zu sein, indem die dortige Schwadron nach Pr.-Stargard kam. Nachdem die 1. Leibhusaren nach Beendigung des siegreichen Feldzuges gegen Frankreich am 22. Juni 1871 unter jubelnder Begrüßung durch die Stadt und ihre Bevölkerung in ihre alte Garnison Danzig zurückgekehrt waren, befand sich eine der Danziger Schwadronen vorübergehend (1875/80) in Osterode (Ostpr.) in Garnison, 1895 aber wurden auch die Stargarder Schwadronen nach Danzig herangezogen. Seitdem blieb das 1. Leibhusaren-Regiment in Danzig-Langfuhr in neuerbauten Kasernen vereint.

Das 2. Leibhusaren-Regiment kam in der Zeit nach 1817 an Stelle der früheren Garnisonen in Ost- und Westpreußen nach Schlesien: Ohlau, Strehlen, Münsterberg und Grottkau, vom Oktober 1818 ab nach Herrnhadt, Guhrau, Wohlau und Winzig. Während des Revolutionsjahres 1848 fiel den 2. Leibhusaren die Aufgabe zu, Aufstände unter den Polen in der Provinz Posen zu unterdrücken. In einem größeren Gefechte, bei Kions, ritten die schwarzen Husaren eine Attacke gegen polnische Ulanen. Die Polen mußten mit blutigen Köpfen von dannen ziehen. Bald nach der Wiederherstellung der Ruhe wurden die 2. Leibhusaren in die Provinz Posen gelegt. Sie bezogen im September 1852 die Städte Posen und Lissa als Garnison.

Am 1. Oktober 1869 trat Mackensen als Einjährig-Freiwilliger bei den 2. Leibhusaren in Lissa ein. „Dem schwarzen Husarenrock galt mein Wünschen und Hoffen als Knabe. Die Überlieferungen, die sich an ihn knüpften, bildeten meine Lieblingsunterhaltung abseits der Schulbank. Ein gütiges Geschick erfüllte die Wünsche der Jugend.“ So heißt es in Mackensens Vorwort zur großen Geschichte der Leibhusaren. — — —

Die schwarzen Husaren umschloß seit jeher ein starker kameradschaftlicher Zusammenhalt, der in zahlreichen örtlichen Vereinigungen gepflegt wurde. So entstanden kameradschaftliche Gründungen ehemaliger Leibhusaren in Berlin (1882), Breslau (1887), Danzig (1891), Görlitz (1897), Königsberg Pr. (1902), Elbing (1908), Glogau (1911), Stettin (1913), Marienwerder (1922) und Tilsit, Stolp i. Pomm. und Belgard a. d. Persante (1923). Außerdem besteht in Berlin eine Offiziervereinigung ehemaliger Leibhusaren sowie der Leibhusaren-Bund, die sich der kameradschaftlichen Anteilnahme Mackensens erfreuen dürfen.

In der Traditionspflege war in der Zeit vor dem Weltkriege der 18. Februar seit jeher ein besonderer Erinnerungstag des Offizierkorps des 1. Leibhusaren-Regiments in Danzig-Langfuhr, galt er doch dem Gedenken einer Stiftung des zu hohen militärischen Ehren gekommenen verstorbenen Leibhusarenoffiziers von Manstein. Alljährlich an diesem Tage versammelten sich die Offiziere des Regiments in ihrem Kasino zu froher Tafelrunde, um mit dem schönen Brauch der Überreichung des Manstein-Ringes das Band der Kameradschaft unter den Leibhusarenoffizieren noch enger zu knüpfen. Aus den Zinsen der Manstein-Stiftung, die für das Offizierkorps verwendet wurden, erhielt jeder Leibhusarenoffizier, der zum ersten Male den schwarzen, weißbeschnürten Attila trug, am 18. Februar, dem Geburtstage des StifTERS, im Verlaufe der Tafelrunde den Mansteinring, einen schlichten, goldenen Reif mit dem Totenkopf, dem historischen Abzeichen der schwarzen Husaren. Brillanten in den Augenhöhlen des Totenkopfs bildeten eine besondere Zierde des Manstein-Ringes. —

Der Ausbruch des Weltkrieges fand die schwarzen Husaren bereit zum heldenmütigen Einsatz nach dem Vorbilde der Väter in den schlesischen Kriegen, in den dunklen Tagen Preußens, in den Befreiungskriegen und in dem Feldzuge gegen Frankreich 1870/71. 34 Offiziere und Fähnriche, 400 Unteroffiziere und Mannschaften fielen aus den Reihen der Leibhusaren im Weltkriege. Mit wehem Abschied mußte die Danziger Bevölkerung



Zwei Eskadrons schwarze Husaren attackieren und vernichten in der Schlacht bei Heilsberg am 10. Juni 1807 das 55. französische Linienregiment und erobern dessen Adler

die schwarzen Husaren in Auswirkung der willkürlichen Abtrennung Danzigs vom Reiche nach der ergreifenden letzten Parade der Danziger Garnisonstruppen am 24. Januar 1920 von sich lassen. Ihr Weg führte die Totenkopfreiter in die pommerische Perlastenstadt Belgard. Bei der Enthüllung einer Gedenktafel für die im Weltkrieg gefallenen Leibhusaren in St. Marien in Belgard am 22. März 1922 sprach Generalfeldmarschall von Madsen nach der Niederlegung eines Kranzes Worte des Stifters der schwarzen Husaren, des großen Preußenkönigs Friedrich: „Wir sind nicht dazu da, um zu leben, sondern dazu, unsere Pflicht zu tun!“

Im Sinne dieses Königswortes leuchten die unvergänglichen Kriegstaten der schwarzen Husaren bis in die fernsten Zeiten. Nach der Kabinettsorder vom 9. August 1741 nach dem Kommandeur „Husaren-Regiment von Madrodt“, auch „Regiment schwarze Husaren“ genannt,

waren ihnen zur äußeren Unterscheidung von den anderen Husaren-Regimentern „Kamischler“ von schwarzer Farbe bestimmt worden. Nach des Königs eigenem Ausspruch „wog jede Eskadron der schwarzen Reiter zwei feindliche auf, und sie setzten gleich anfänglich des schlesischen Feldzuges den Totenkopf für den ganzen übrigen Krieg in Respekt.“ Indem König Friedrich, wie es in Madensens Geschichte der Leibhusaren-Regimenter heißt, dem Husaren-Regiment von Madrodt im Lager bei Götting, unweit Brandenburg a. S., die schwarze, weiß beschnürte Uniform gab, jedem einzelnen im Regimente also gewissermaßen die preußischen Farben auf den Leib heftete und mit dem Totenkopf das Zeichen der Treue bis in den Tod vor die Stirn drückte, gab er dem Regiment das „vincere aut mori“ als Wahlspruch mit auf den Weg und verpflichtete es, sich seiner Auszeichnung würdig zu zeigen.

Um 3. Mai 1742 war die Ausrüstung und Aufstellung der schwarzen Husaren in Kriegsstärke in Berlin zum Abmarsch in den ersten Schlesiſchen Krieg beendet. Der Preußenkönig Friedrich muſterte am 30. Juni 1742 das Regiment ſchwarze Husaren bei Neiße und entließ es nach Beendigung des erſten Schleiſchen Krieges in ſeine oſtpreußiſchen Garniſonen Gollup, Stallupönen, Gumbinnen und Raginit. Im zweiten Schleiſchen Kriege (1744 bis 1745) wurde das Gefecht bei Moldauthein am 9. Oktober 1744 zum Geburtstag des Ruhmes der ſchwarzen Husaren. In Gemeinſchaft mit den Zietenhuſaren ritten ſie, nach ihrem Kommandeur Rueſch-Huſaren benannt, eine tollkühne Attaque gegen den Feind, Infanterie und Kavallerie, „wodurch“, wie es in dem Berichte des Führers der preußiſchen Infanterie heißt, „dieſes Regiment unſterblichen Ruhm davongetragen.“ König Friedrich ritt den Siegern entgegen und führte neben Zieten und Rueſch beide Regimente „im Triumph die ganze Front des Heeres entlang.“

Über das Gefecht bei Landshut am 22. Mai 1745 berichtete General von Winterfeldt an den König: „Ich glaube nicht, daß jemals Truppen in der Welt einen Feind ſo attackiert haben wie Civ. Majeſtät Huſaren.“ Nach der denkwürdigen Schlacht bei Hohenfriedberg (4. Juni 1745), in der die ſchwarzen Huſaren auf dem rechten Flügel Fußvolf und Reiterei attackierten, umarmte der König auf dem Schlachtfelde den Huſarenkommandeur Rueſch, hängte ihm den Orden Pour le Mérite um und verſprach, ſeine Verdienſte noch an Kindern und Kindeskindern zu lohnen.

Im Siebenjährigen Kriege (1756/63) waren die ſchwarzen Huſaren die „Seele der Reiterei“. Zum erſten Male ſtanden hier Preußens Totenkopfhufaren franzöſiſchen Soldaten gegenüber. Der Ruf „les hussards de la mort“ verbreitete Schrecken unter den Feinden. Stöcken-Drebbler und Düffelward (1758) waren beſondere Ehrentage der Totenkopfreiter. Einen wie hervorragenden Ruf ſich die ſchwarzen Huſaren in jenem Kriege erwarben, wie tiefgehend der Eindruck ihres Auftretens, ihrer Uniform und ihres Totenkopfes

war, ergibt ſich aus der Tatsache, daß ſogar ein Buch über ſie in holländiſcher Sprache erſchien, das Wunderdinge von ihnen erzählte.

Als „Huſarenregiment von Prittwiß“ nahmen die ſchwarzen Huſaren, die zunächſt in der Beſetzung Polens feſtgehalten und auf dieſe Weiſe von der Kataſtrophe von Jena unberührt geblieben waren, an dem Kampfe gegen Napoleon teil. Die Schlacht bei Heilsberg am 10. Juni 1807, in der zwei Schwadronen der Totenkopfreiter unter Major v. Coſel das 55. franzöſiſche Linienregiment vernichteten und deſſen Adler eroberten, gehört zu den glänzendſten Waſſentaten der preußiſchen Reiterei. Die verbündeten Ruſſen riefen: „Gut gemacht, gut gemacht, ſchwarze Huſaren!“ Alle beteiligten Offiziere erhielten den Pour le Mérite und eine große Zahl von Unteroffizieren und Mannſchaften preußiſche und ruſſiſche Auszeichnungen. Ein Huſarendenkmal auf dem Marktplatz in Heilsberg erinnert noch heute daran, daß damals, in den dunklen Tagen Preußens, noch der Geiſt eines Seydlich und eines Zieten mächtig fortlebte.

Infolge ihrer Bravour bei Heilsberg wurden die ſchwarzen Huſaren zu einer beſonderen Auszeichnung vor aller Kavallerie empfohlen. „Da das ganz ausgezeichnete Betragen des Regiments von Prittwiß-Huſaren ſowohl vom ganzen Korps, vom Lande, als ſelbſt vom Feinde ohne Widerſpruch anerkannt wird, ſo würde es ohne Zweifel den erſten Rang in der Armee oder eine andere vorzügliche Auszeichnung verdienen“, ſo ſchloß der Bericht der nach dem Tilſiter Frieden (9. Juli 1807) eingefehten preußiſchen Reorganisationskommiſſion. Darunter ſtehen die Namen von Scharnhorſt, Gneiſenau, Grolman und Boyen. Darauf wurde das Huſaren-Regiment von Prittwiß mit Kabinettſorder vom 7. September 1808 zum „Leibhuſaren-Regiment“ erhoben und gleichzeitig „zu den Gardes“ gerechnet.

Die Durchführung der Umbildung der preußiſchen Armee ſetzte an Stelle der ruhmvollen Regimentſeinheit der ſchwarzen Huſaren eine Zerteilung. Am 20. Dezember 1808 wurde die Teilung des





Leibhusaren-Regiment Nr. 1, in die Kaserne in Danzig-Langfuhr einziehend

Leibhusaren-Regiments in zwei Regimentern dieses Namens zu vier Schwadronen bestimmt. „Jedes der beiden Regimentern“, so heißt es in der Rabinettsorder von diesem Tage an den Oberstleutnant v. Pfuël, „soll seine eigene innere Verfassung haben. Ubrigens aber behalten beide Regimenter als „ein Korps“ die bisherige Uniform.“ Das 1. Leibhusaren-Regiment behielt seine bisherigen Garnisonen Goldap, Darkehmen, Pillkallen, bis es 1817 nach Danzig kam, während das 2. Leibhusaren-Regiment, der „Westpreussischen Brigade“ zugeteilt, als Garnisonen Pr.-Stargard, Dirschau, Neuenburg und Mewe zugewiesen erhielt.

In den Befreiungskriegen berichtete General v. Bülow unter dem 28. Mai 1813 über die 1. Leibhusaren: „Auf die Rapporte der schwarzen Husaren kann man sich verlassen.“ Bei Demewitz (6. Sep-

tember 1813) warf das Regiment auf dem linken Flügel Bülow zwei polnische Ulanen-Regimenter. Der Stabschef des Marshalls Ney wurde gefangen genommen. Entscheidend zum Fall von Paris wurde am 30. März 1814 eine glänzend gelungene Attacke der 2. Leibhusaren unter Oberstleutnant v. Stoessel bei La Bilette, wo General York bei der Bedrängnis preussischer Batterien durch französische Chasseurs und Lanciers den Totenkopfreitern zurief: „Die Batterien dürfen wir nicht im Stich lassen!“ Mit ihrem todesmutigen Einsatz warfen die Totenköpfe den Feind. Die Regimentsgeschichte würdigt diesen Husarenstreich mit den knappen Worten: „Die Leibhusaren haben damit den Schlüssel zum Siege gelegt!“

Denkwürdig war das Zusammentreffen der beiden Leibhusaren-Regimenter auf

dem Schlachtfelde von Königgrätz am 3. Juli 1866. Am 26. August 1870 waren die 1. Leibhusaren die erste deutsche Truppe an der Seine, und 1. Leibhusaren waren es auch, die, in Stärke einer kombinierten Eskadron, den bei Sedan gefangenen Franzosenkaiser Napoléon III. am 3. September 1870 von Frenois über Donchery — nach seiner Begegnung mit dem damaligen preußischen Ministerpräsidenten Graf Bismarck — nach der belgischen Grenze geleiteten. Zu jener Zeit aber schon kämpfte in den Reihen der 2. Leibhusaren der Einjährig-Freiwillige August Madensen, unser ruhmgekrönter Feldmarschall des Weltkrieges. Als Vizewachmeister erhielt er für seinen kühnen Patrouillenritt bei Thoury am 2. November 1870 das Eiserne Kreuz 2. Klasse und einen Monat später, drei Tage vor Vollendung des 21. Lebensjahres, wegen seines tapferen Verhaltens vor dem Feinde das Offizierspatent als „aktiver Seconde-Leutnant“. Unter seinen Augen als Feldmarschall des kaiserlichen Deutschland zeigten sich auch seine Leibhusaren, seine „schwarzen Kinder“, im Weltkriege der Ruhmestaten der Väter würdig.

Mitten im Weltkriege, am 10. August 1916, in Stellungskämpfen östlich von Wilna, begingen die beiden Leibhusaren-Regimenter ihren 175. Stiftungstag durch feierlichen Regimentsappell und Feldgottesdienst. Wie es in der Weltkriegsgeschichte der Totenkopfhussaren heißt, gingen zu diesem Gedekten zahlreiche Glückwünsche, u. a. vom deutschen Kronprinzen, der 1911/13 Kommandeur der 1. Leibhusaren in Danzig war, von den Generalfeldmarschällen von Hindenburg und von Madensen sowie von General Ludendorff ein. Unter den Auswirkungen des Schanddiktats von Versailles wurde dann die Leibhusaren-Brigade am 10. April 1919 als Verband aufgelöst,

aus jedem Regiment aber eine Eskadron zusammengestellt. Beide Schwadronen bildeten die 1. (1. Leibhusaren) und 2. (2. Leibhusaren) Eskadron des 5. (Preußischen) Reiter-Regiments und übernahmen damit die Überlieferungen der preußischen Totenkopfhussaren.

Wenn auch die äußere Form des deutschen Hussarentums mit dem bitteren Ausgange des Weltkrieges zerschlagen wurde, so lebte sein Geist doch weiter im ewigen deutschen Soldatentum. Beispielhaft dafür wurden die Soldaten des Weltkrieges, die sich seit 1919 Adolf Hitler einreichten zum Kampfe für Großdeutschlands Freiheit. Und gerade heute, an dem ehrenvollen Gedenken der schwarzen Hussaren, leuchtet in der Rückschau auf die unvergänglichen Taten der Totenkopfreiter auch der Name jenes Totenkopfreiters, der mit 31 den 16 am 9. November 1923 an der Feldherrnhalle in München gefallenen Helden der todesmutigen Gefolgschaft Adolfs Hitlers gehörte: des einstigen 1. Leibhusaren in Danzig, Rittmeisters a. D. Johann Rickmers, geboren am 7. Mai 1881. Er lebt weiter im Herzen der nationalsozialistischen deutschen Volksgemeinschaft mit allen Totenkopfreitern als das Sinnbild kühnen und verwegenen Soldatentums, wie es die schwarzen Hussaren seit dem Kriegsrufe des großen Preußenkönigs, ihres Stifters, stets zur Tat werden ließen.

Das Erbe todesverachtenden Hussarentums haben in der neuen deutschen Wehrmacht die mit dem Totenkopf geschmückten Panzertruppen übernommen, in ihrem hingebungsvollen Einsatz stets eingedenk des alten Kampfrufes der Leibhusaren:

Die Augen auf, die Ohren spit,  
Dem Feind zu Leibe wie der Blitz,  
Und unermüdet hinterdrein,  
So war es, und so soll es immer sein!

O. M. Freiherr v. Stadelberg

## Otto Magnus v. Stadelberg

Stadelberg's Vater starb früh (1792), so daß die Erziehung des zarten Knaben, des jüngsten von 16 Geschwistern, der feinsinnigen Mutter zufiel, Anna Gertrude, geborene v. Dücker. An ihr hing der Sohn zeitlebens mit schwärmerischer Verehrung und hat die „süße Gewohnheit der Kindheit, der Mutter stets das Beste zu bringen“ nie aufgegeben. Noch 17 Jahre nach ihrem Tode widmete er sein großes Werk über die „Gräber der Hellenen“ „der unvergeßlichen Mutter“. Nach zweijährigem Aufenthalte auf dem Pädagogium zu Halle bezog Otto Magnus, erst 16 Jahre alt, die Universität Göttingen, unterbrach seine Studien jedoch sehr bald, um mit zwei älteren Brüdern im Herbst des Jahres 1803 Süd-Deutschland, die Schweiz und Ober-Italien zu besuchen.

Die mächtigen landschaftlichen und künstlerischen Eindrücke dieser Reise trafen das empfängliche Gemüt des schnell heranreisenden Jünglings mit überwältigender Stärke. Er war, den Traditionen seiner Familie entsprechend, für die diplomatische Laufbahn bestimmt und sollte sich für diese in Moskau vorbereiten. Aber unwiderstehlich entwickelte sich jetzt bei ihm die künstlerische Neigung und Begabung. „Immer dachte ich mir“, so schreibt er damals, „das Leben am liebsten als eine Reise und besonders schön, wenn man da sich selbst den Weg suchen müßte und ihn fände“. Sein Wunsch wurde erfüllt. Wenn auch zögernd und schweren Herzens willigte die Mutter zunächst in die Rückkehr nach Deutschland, später auch in die ungewohnte Künstlerlaufbahn.

In vollen Zügen genoß Stadelberg zwei Jahre in Göttingen den Zauber eines ideal gerichteten Studentenlebens. Daß Pinsel und Palette nicht rasteten, versteht sich von selbst, aber auch mit philologischen, historischen und archäolo-

gischen Studien begann er sich ernstlich zu beschäftigen. Nachdem er sodann ein halbes Jahr in Dresden ausschließlich gezeichnet und gemalt hatte, wanderte er im Sommer 1808 gemeinsam mit H. Zoelfen, dem späteren Professor der Archäologie in Berlin, zu Fuß nach Rom.

Die ewige Stadt litt damals schwer unter dem Drucke der napoleonischen Herrschaft. Den einzigartigen Schmuck von Raphael's Fresken konnte ihr der französische Gewalt Herrscher zwar ebensowenig nehmen, wie die Schönheit ihrer Umgebung, und Stadelberg's Mappen füllten sich schnell mit Landschaftsstudien und mit Skizzen nach Raphael. Auch eigene Kompositionen entstanden, unter denen der Karton einer Madonna, der zwei Engel das Christkind bringen, von Kennern gerühmt wird. Aber die Meisterwerke der antiken Skulptur waren nach Paris entführt, und da bei Stadelberg immer stärker ein wahlverwandter Zug zur Antike sich herausbildete, so mögen gerade die traurigen Zustände Italiens dazu beigetragen haben, ihn möglichst schnell Griechenland, dem Lande seiner Bestimmung, zu eilen zu lassen.

Als der dänische Philologe Broendsted, der Nürnberger Architekt Haller v. Hallerstein und der schwäbische Landschaftsmaler Linkh eine gemeinsame Expedition nach Griechenland rüsteten, um die dortigen Ruinenstätten genauer als es bisher geschehen war zu untersuchen, schloß sich Stadelberg ihnen mit Freuden an und übernahm es, für die geplante Gesamtpublikation die landschaftlichen Zeichnungen zu liefern.

Eine congenialere Aufgabe hätte ihm nicht werden können. Während eines vierjährigen Aufenthaltes in Griechenland in den Jahren 1810—14 bereifte er Attika und Böotien, Phokis, Thessalien und den Peloponnes. Auch nach

Klein-Asien ging er hinüber, um namentlich die Ruinen von Troja, Ephesus, Smyrna und Pergamon kennenzulernen. Mit unermüdlichem Fleiße, seiner künstlerischer Auffassung und großem technischen Geschick machte er überall landschaftliche Aufnahmen. Von nicht wenigen Punkten Griechenlands bieten Stadelberg's „Vues pittoresques“<sup>1)</sup> noch heute die einzige oder doch beste Anschauung.

Aber in diesen Landschaftsstudien erschöpfte sich keineswegs sein rastloser Geist. Einer der Ersten hat er es verstanden, das alte Griechenland im neuen aufzuspüren, und indem er Gebräuche und Trachten, Lieder und Melodien des gegenwärtigen Volkes sammelte, benutzte er sie, um unserer Vorstellung von Alt-Hellas Leben und Farbe zu geben. Ja, alles Griechische an sich, kann man sagen, war ihm etwas Hohes und Verehrungswürdiges; es zu bewahren, sich anzueignen, anderen zu vermitteln, gleichmäßig Genuss und Pflicht.

Getrieben von diesem aus Enthusiasmus geborenen Pflichtgefühl beschrieb und maß Stadelberg griechische Ruinen, auch wenn sie künstlerisch ohne Reiz waren und kopierte mühselig mehr als hundert zum Teil umfangreiche Inschriften in sein Tagebuch, obgleich er ihren Inhalt zum Teil gar nicht verstehen konnte.

In voller Übereinstimmung mit der selbstgewählten Aufgabe findet sich hingegen das Talent des Künstlers bei dem umfassendsten Werke, das er auf griechischem Boden vorbereitet hat: den „Gräbern der Hellenen“. Indem Stadelberg zuerst planvoll Inhalt und Schmuck griechischer Gräber schilderte, hat er den Ausblick auf ein unerschöpfliches Meer der Schönheit eröffnet. Aus seinen Zeichnungen hat man zuerst in Europa den wehmütigen Zauber attischer Grabreliefs kennengelernt und die Lieblichkeit jener bunten Configuren, deren schönste Vertreterinnen jetzt als „Tanagraer“ bei uns heimisch geworden sind. Indem er ferner zuerst größere Reihen bemalter Vasen abbildete, die

in Griechenland selbst gefunden waren, schuf er den sicheren Maßstab, um unter den fast zahllosen in Italien gefundenen Tongefäßen den griechischen Import auszuscheiden. In dieser und anderer Hinsicht haben die „Gräber der Hellenen“ geradezu richtunggebend auf die Archäologie gewirkt. Bis zur Publikation der „Sammlung Saburou“ standen sie einzigartig da; auch heute sind sie noch ein fundamentales Quellenwerk.

Auch wissenschaftliche Unternehmungen können unter einem guten oder bösen Sterne geboren werden. Ein wahres Sonntagskind der Archäologie, was die Vollständigkeit des Gelingens und die schwungvoll poetische Art der Durchführung betrifft, ist die Ausgrabung des Apollo-Tempels bei Phigalia, der Stadelberg recht eigentlich die Begründung seines Ruhmes verdankt. Es war im Jahre 1812, als in dem stillen arkadischen Hochland ein ungewohntes Leben erwachte. Wohl waren während der letzten Jahrzehnte schon öfter einzelne Reisende in die Gegend gekommen, um die einsame Tempelruine bei Phigalia zu besuchen, jetzt aber erschien ein ganzer Zug von „Franken“, die sich zu längerem Aufenthalte niederließen, Laubhütten und Zelte in der Nähe des Tempels errichteten und nach und nach über hundert Arbeiter aus den benachbarten Dörfern um sich sammelten. Es waren Broendsted, Stadelberg und ihre Freunde, die den Plan gefaßt hatten, den 16 Fuß hohen Trümmerhaufen, der die Stelle des Tempels bezeichnete, aufzuräumen und besonders einem Relieffries nachzuspüren, von dem sich Proben gefunden hatten. Der Erfolg war glänzend. Jener Fries, der den Kampf der Griechen gegen Amazonen und Centauren darstellte, kam zerbrochen, aber in seiner vollen Ausdehnung von über 100 Fuß zutage und erwies sich als eines der geistvollsten und lebendigsten Werke aus der Blütezeit des V. Jahrhunderts v. Chr. Während der ganzen Dauer der Ausgrabung herrschte der ungezwungenste und heiterste Verkehr mit der Bevölkerung, die unablässig zum

<sup>1)</sup> La Grèce. Vues pittoresques par O. M. Baron de Stackelberg. Paris chez I. F. Osterwald 1834.



*Gem. von P. Vogel u. Vogelstein.*

*Auf Stein ges. von J. Williard.*

*Otto Magnus Larou von Narkenberg.*

Besuche herbeiströmte und oft bis in die Nacht hinein sich an Gesang und Tanz ergöhte. So fand Stadelberg auch für seine Volksstudien reiche Ausbeute, während seine Hauptarbeit die Zusammensetzung und Zeichnung der Reliefs bildete, deren Herausgabe die Freunde ihm überließen. Als Ende August die Ausgrabung feierlich mit einem großen Volksfeste geschlossen war, steckte man die Niederlassung in Brand. Ich selbst, schreibt Stadelberg, zündete meine Hütte zu hellen Flammen an und weidete mich noch herzlich am prächtigen Anblicke der letzten Freude, die sie mir in diesem poetischen Aufenthalte gewährte, und dann sah ich sie plötzlich hinter mir verschwinden, wie all die „glückliche, sorgenlose Zeit unseres arkadischen Lebens.“ Der sinnige, für Stadelberg überaus charakteristische Plan, bei dem Apollo-Heiligtume eine Kapelle der heiligen Apollonia zu stiften und dadurch die Wiederkehr festlicher Freuden bei dem verlassenen Tempelhaufe zu begründen, scheiterte am Widerstande des türkischen Pascha.

Die griechische Reise bezeichnet zweifellos den Höhepunkt in Stadelberg's Leben. Als er im Mai 1814 „von dem klassischen Boden, von seinen besten Freunden, von der vier Jahre lang tief empfundenen Poesie des Lebens“ Abschied nahm, trug er in den Zeichnungen zu den „Gräbern“, zum „Apollo-Tempel“, den „Trachten und Gebräuchen der Neugriechen“<sup>2)</sup> und den „Vues pittoresque“ einen kostbaren und damals ganz einzigartigen Schatz mit sich, dessen Ausmünzung die ganze zweite Hälfte seines Lebens in Anspruch nahm.

Leicht errungen war er freilich nicht. Denn eine Reise nach Griechenland war damals nicht eitel Poesie, noch weniger eine Lustfahrt, sondern ein ernstes Wagnis. Die Verkehrsmittel waren äußerst primitiv, die sanitären Verhältnisse elend, ja selbst die einfachste Sicherheit des Leibes und Lebens fehlte, indem der Reisende gleichmäßig der Willkür türkischer Paschas und griechischer Räuberbanden ausgesetzt war. Fast nichts ist Stadelberg erspart geblieben, was einen Reisenden Widriges treffen kann.

Wiederholt brachte ihn schwere Krankheit an den Rand des Grabes; gleich im Anfange der Reise litt er Schiffbruch, und als er sich schon zur Heimkehr rüstete, fiel er bei Cubba in die Hände albanischer Piraten, die seinen Tod schon beschlossen hatten, als Haller unerwartet mit einem Lösegeld von 10 000 Piastern erschien und durch klug und energisch geführte Verhandlungen den Freund rettete.

Nur eine echte und ungewöhnlich starke Begeisterung für Kunst und Wissenschaft konnte dazu führen, derartige Mühsal auf sich zu nehmen, namentlich wenn, wie es bei Stadelberg der Fall war, die Heimat ein bequemes, ja glänzendes Leben bot. Aber er achtete dies für nichts gegenüber der künstlerischen Anregung, die er dauernd nur im Süden zu finden glaubte.

Nach zweijährigem Aufenthalte bei der Mutter und den Geschwistern kehrte er im Jahre 1816 nach Rom zurück, das bis zum Jahre 1828 sein ständiger Wohnsitz blieb. Hier, im Mittelpunkte aller künstlerischen und kunstwissenschaftlichen Bestrebungen, verlebte er glückliche Jahre. Der geistvolle Mann mit seinen weltmännischen Formen, dessen Urteil so mild und doch so treffend war und der vor allem so hinreißend von der Herrlichkeit Griechenlands zu erzählen wußte, die er mit eigenen Augen geschaut hatte, spielte eine hervorragende Rolle in der Römischen Gesellschaft. Unter den neu gewonnenen Freunden stand der hannoversche Legationssekretär Restner, der Sohn von Werther's Lotte, Stadelberg's Herzen besonders nahe, während der Archäologe Ed. Gerhard auf seine wissenschaftlichen Arbeiten einzuwirken suchte.

Diese bestanden in der wissenschaftlichen Bearbeitung der griechischen Zeichnungen, und zwar zunächst in der Herstellung eines Textes zu dem Werke über den Apollo-Tempel. Man erkennt heute leicht, daß Stadelberg dazu weder eine genügende philologische Vorbildung besaß, noch etwa ein angeborenes Talent, das über diesen Mangel leicht hinweggeholfen hätte. Aber es war absolut ver-

<sup>2)</sup> Berlin 1831 bei Reimer.

fehrt, wenn man glauben wollte, den Künstler habe die Eitelkeit gekitzelt, auch einmal den Gelehrten zu spielen. Vielmehr war eine feste Methode archäologischer Forschung damals noch keineswegs ausgebildet, und die Fachgelehrten, wie Gerhard, blickten mit Bewunderung auf Stadelberg, dessen überlegenem Kunstsinne sie sich willig beugten.

Diesem selbst war die ungewohnte Aufgabe eine beständig drückende Last und — halb mit Beklemmung, halb mit Bewunderung der Gewissenhaftigkeit — sieht man den schriftstellernden Künstler jahrelang mit Stoff und Form ringen, immer wieder erwägend, bessernd, feilend.

Und zu alledem forderte die Herausgabe dieses, wie der späteren Werke auch noch bedeutende Geldopfer. „Durch dieses Werk“, schreibt er, „bin ich in große Auslagen geraten und habe dazu alles wieder angewandt, was der Kaiser mir in Gnaden vergütet hat, nämlich die volle Summe des Lösegeldes.“ Mit Befriedigung hört man, daß wenigstens die Zeitgenossen den „Apollo-Tempel“ mit fast ungeteiltem Beifall aufnahmen.

Da der römische Freundeskreis sich zu lichten begann, so dachte Stadelberg nach Vollendung dieses Werkes ernstlicher als seit Jahren an die Rückkehr ins Vaterland. Noch einmal hielt ihn aber die alte Entdeckerfreude in Italien fest, als bei Tarquinii Grabkammern mit etruskischen Malereien aufgefunden wurden, die sichtlich unter griechischem Einflusse entstanden waren. Er eilte mit Restner an Ort und Stelle, veranstaltete mit Erfolg weitere Nachgrabungen — eine der Kammern wird noch heute nach ihrem Entdecker „Grotta del Barone Stackelberg“ genannt — und kopierte die umfangreichen und zum Teil schönen Kompositionen, bevor sie durch den Zutritt von Luft und Licht geschädigt wurden. Wohl in Folge der angestrengten Arbeit in den feuchten Grabgewölben befiel ihn aber ein schweres typhöses Fieber: an die nordische Reise war vorläufig nicht zu denken und erst im Herbst des Jahres 1828 verließ Stadelberg den klassischen Boden, der ihm zur zweiten Heimat geworden war.

Es war die stille Zeit vor der Juli-Revolution, und das Interesse an Kunst

und Wissenschaft war, als er nach Deutschland kam, durch die romantische Schule besonders rege. Die Aufnahme, die er hier in den verschiedenen Kreisen fand, war überaus glänzend; kein Wunder, da er das Gewicht seiner künstlerischen und wissenschaftlichen Verdienste durch den Zauber einer vollendet lebenswürdigen Persönlichkeit verstärkte. Am sächsischen und badischen Hofe war der baltische Edelmann ein gefeierter Gast; Goethe hielt ihn Tag auf Tag in Weimar zurück, um seine Unterhaltung noch länger zu genießen; die Berliner Akademie der Wissenschaften wählte ihn zum ordentlichen Mitgliede. In Dresden bot man Stadelberg die Leitung des Antiken-Kabinetts, in Berlin das Direktorat des Museums an; die Universitäten Heidelberg und Göttingen wünschten ihm Professuren zu übertragen — Anerbietungen, die er in richtiger Selbsterkenntnis sämtlich ablehnte. Vielmehr ließ er sich zuerst in Mannheim, später in Dresden nieder und wirkte dort in edelster Muße für das Verständnis des Hellenentums und die Pflege feinsüßender Kunstbetrachtung.

Noch war der Text zu den „Gräbern“ nicht abgeschlossen, unvollendet auch ein mythologisches Lehrgedicht, an dem Stadelberg jetzt mit Vorliebe arbeitete, ohne doch dabei den poetischen Naturlaut treffen zu können, der durch seine Briefe und Tagebücher klingt — da brach dieser reiche Geist vorzeitig und jäh zusammen: im Jahre 1833 traf ihn ein Nervenschlag, und vorübergehende Besserung konnte über den traurigen Ausgang, der bevorstand, nicht täuschen.

Als Kaiser Nikolai im Jahre 1835 alle seine Untertanen nach Rußland zurückrief, folgte auch Stadelberg dem Befehle, aber nur ein körperlich und geistig gebrochener Mann sah die Heimat wieder. Nach zwei Jahren hatte er die „Reise“, als die der Jüngling so gern das Leben angeschaut, vollendet. Wo in Regel, „halb verhüllt von den tief herabhängenden Zweigen schöner Bäume, ein Tempel sich in den edelsten Verhältnissen altgriechischer Kunst erhebt“, dort fand an der Seite der geliebten Mutter auch Otto Magnus die letzte Ruhestatt.

Durch manch liebliches Thal, das zum Verweilen einlud, hatte der selbstgewählte Weg geführt — hinan zu lichten Höhen mit weitem Ausblick, und dauernde Werke schmückten die durchwanderte Strecke. Aber auch in diesem sonst so glücklichen Leben fehlte es nicht an einem tragischen Konflikte. Schlicht und wahr bezeichnet ihn Stadelberg selbst mit den Worten: „Mit südlichen Gaben ward ich im Norden geboren; zwischen Herz und Geist ist dadurch ein Streit in mir entstanden, den ich vermitteln muß, so gut es geht.“ Der Süden hatte es ihm angetan und ihm das Auge gegen die stillen Schönheiten der Heimat verschlossen. „Armes Vaterland“, klagt er beim zweiten Abschiede, „wie einförmig sind deine Ebenen voll Saatzfelder, Wiesen, Moräste und Wälder! Es gibt doch nichts Unmalerisches als einen solchen Tannenwald, starrzweigig, gradstämmig, gleichförmig. Und neben der Tanne steht hier, von dem frostigen Nordwinde durchschauert, die zitternde Espe. Lebe wohl, mein Vaterland! Ewig schweigst du dem Dichter und Maler!“

Aber war es wirklich der frostige „Nordwind“? War es nicht vielmehr das mangelnde Verständnis für sein Streben, sein Können, das ihn so kalt

anwehte und wegtrieb? Man hatte den aus Griechenland Heimgekehrten mit großen Auszeichnungen empfangen. Aber alle diese Auszeichnungen galten dem Edelmann, dem berühmten Reisenden, nicht dem Künstler! „Was soll aber ein Gärtner unter Ackerleuten? Wie werden sie ihn empfangen, wenn er mit seinen Rosen auf ihre Kartoffelfelder kommt?“ Stadelberg hatte recht, seines Bleibens war nicht hier.

Er hat aber deshalb nie aufgehört, seine baltische Heimat mit der vollen Zartheit seines Empfindens zu lieben, zu hoffen, daß es einst gelingen werde, „auch in dem starren Norden schöpferische Funken zu wecken.“ Die schöne Sammlung von Kunstwerken, die er zusammengebracht, wünschte er in der Heimat aufgestellt zu sehen: „in der Nähe der Meinen, zu ihrer und meiner Landsleute Freude und Nutzen. Ein Andenken an mich, wenn dieses Daseins Ende erreicht ist.“ Die Sammlung ist zerstreut, aber das Andenken ist ihm geworden. In immer weitere Kreise dringt erwärmend und erhebend das Verständnis für griechische Schönheit und für ihren ersten Propheten auf baltischem Boden: Otto Magnus v. Stadelberg.

## Literatur.

- 1) Prof. Eduard Gerhard, 1837, in dessen „Römisch-Hyperboräischen Zeitschrift“.
- 2) Otto Magnus v. Stadelberg als Mensch, Künstler und Gelehrter von C. Hobeisel, Balt. Monatschr. 1863.
- 3) Otto Magnus v. Stadelberg von Prof. Dr. L. Stieda — Sitzungsbericht der Gel. Estn. Gesellschaft, Dorpat 4.—19. Apr. 1882.
- 4) Prof. Dr. Loejcke, D. M. v. Stadelberg 1887. Vortrag.
- 5) Otto Magnus v. Stadelberg, Schilderung seines Lebens und seiner Reisen in Italien und Griechenland — dargestellt von Natalie v. Stadelberg. Mit einer Vorrede von Prof. Runo Fischer-Heidelberg, 1882.
- 6) Allgemeine Deutsche Biographie.
- 7) Stavenhagen „Album Ehrländischer Ansichten“, Mitau 1867, Seite 82. Fäbna.



## Das Wunder

Von dir ein Sauch, von dir ein Laut,  
Wie's gleich in See und Himmel blaut!  
Dein Tanzschritt nun, dein Auge licht,  
Die Sonne durch die Wolken bricht,

Die Wieje fahl erleuchtet grün,  
Darf deinen Kleidersaum umblühn,  
Der Eidechs sonnt sich auf dem Stein,  
Will dir ein Spielgefährte sein,

Die Biene summt, der Käfer fliegt,  
Das Gras sich weit in Wellen wiegt.  
Geschwind! Geschwind! Und Wolken, Wind  
Dir Wagen und zwei Schimmel sind.

Da heb ich auf aus Not und Schmerz,  
O Göttin, zu dir auch mein Herz.  
Du wollst nach allen Wundern nun  
An ihm das allerreinste tun!

Herybert Menzel

## Im Kahne

Wenn du, Schönste, wirst erwachen,  
Soll das Schilf dich überdachen,  
Schattenblätter, Blätter Licht  
Wehn schon über dein Gesicht.

Wird sich deine Wimper heben,  
fragt dein Blick, ob Traum, ob Leben  
Dich gerad umfangen hält —  
Bis er auf den Liebsten fällt.

Und er ließ die schmalen Ruder,  
Als des Traums lebendiger Bruder  
Neigt er sich schon über dich:  
Träume fort und liebe mich!

Herybert Menzel

## Vor Morgen

Salt an den Mond mit gutem Wort,  
Er läuft uns in den Morgen fort.

Verbiete du dem Sahn zu krähn,  
Der Sonne, übern Wald zu spähn,

Der Schwester Nachtigall sag an,  
Daß ich ein neues Lied erfann;

Wenn sie noch sänge süß und rein,  
So würde es vollendet sein,

Mir fehlten nur zum schönsten Schluß  
Ihr hellster Ton, dein zartester Kuß.

Salt an den Mond mit gutem Wort.  
Wohin, Geliebte, treibt's uns fort? —

Herybert Menzel

## Die Küsse

Das sind die schönsten Reime: unsre Küsse.  
Ich wage sie und wag sie im Sonett.  
fragt Litaïpe, fragt Sappho, und ich wett',  
Sie nicken, lächeln, sehnen sich: o Küsse!

Was rühmt dich, Leben, mehr als unsre Küsse?  
Sie sind dir deines Sieges Amulett,  
Du steigst verjüngt aus jedem Liebesbett.  
So segne du, so segne unsre Küsse!

Ihr Liebenden, o all ihr dieser Stunde  
Ertrunkene in Lust und Leid und Rausch,  
Die Fische steigen aus dem kühlen Grunde,  
Nach Luft zu schnappen, silbern klingt's vom Munde,  
So nun auch uns bei diesem süßen Tausch.  
Wir atmen Liebe. Gott der Liebe, lausch . . .

Herybert Menzel

# Der Jäger im Himmel

Erzählung von Georg Hauptstod

Die Weidenruten hatten bedenklich dicke Knoten und des Hasels gelbe Prunkgemächer verschütteten Gold. Über die Birken brauche ich nichts zu sagen, jedermann weiß, wie jungfräulich in dieser Zeit auch noch die erscheinen, die schon in den besten Jahren stehen. Es fiel schon schwer, vor dem Licht des Morgens auf den Beinen zu sein, ja, der Winter und die stille Zeit hatten den Jäger Peter Schrat ein wenig dickblütig gemacht.

Aber da war er einmal, so um die Zeit, da die Sonne von ihrem längeren Gang müde wurde, an eine Kiefernjugend gekommen, und sein Hund, der die Nase in einen Wildpaß steckte, kam nicht vom Fleck. Er trat winselnd und reizend herum. Und der Jäger merkte, daß andere raubten, während er stille Zeit machte, und so plötzlich wie diese Erkenntnis, war der Entschluß, der Unsauberkeit auf die Spur zu gehen. Den treuen geängstigten Kerl aus der Drahtschlinge lösend, fluchte er wie ein Holzknecht, daß der Hund in sich zusammenkroch, meinend, daß er die Ursache zu diesen seltenen Wutausbrüchen seines Herrn sei.

Peter Schrat wurde auf seinem Heimweg blind gegen alles, er fühlte nicht den plötzlich umschlagenden Wind und sah nicht die westliche graue Wolkenburg über der Kiefernmauer, die drohend die müde Sonne vorzeitig verschlungen hatte, denn er war in seinem Sinnen schon hinter dem Schinder her.

Er war noch nicht recht in seiner Hütte, da wuchs die Wolkenburg über den ganzen Himmelsbogen und verschlang auch die ersten schüchternen Sterne. Ein eifriger Wind kroch polternd auf seinen Dachsteinen umher und machte die Begleitmusik zu den wilden Gedanken und Träumen des Jägers. Als er dann von

der plötzlich einbrechenden Stille nach einigen Stunden solch unruhiges Schlafes die Augen aufschlug, wäre er fast vor Zorn über sich selbst steif wie eine Zaunlatte geworden, denn durch das Fenster schimmerte es schon grau. Hatte er die Zeit verpaßt? Er schaute nach der Uhr. Er zwickte sich ins Bein, ob er auch wach sei. Trat wieder ans Fenster. Riß ungläubig die Tür auf. Schnee lag draußen, eine dicke weiße Filzdecke Schnee, er lag nicht nur auf der Erde, er war naß und klebte überall.

Da hilft nur mitzumachen, sagte er sich laut und zog das Schneehemd über den Schafspelz. Der Hund wedelte erwartungsvoll und äugelte den Jäger mit schiefem Kopf an.

— Nein, mein Lieber, heute gehen draußen nur Engel, Du schwarzer Teufel bleibst zu Haus! Hinlegen!

Er mußte weite Wege schreiten, um, ohne Spuren zu hinterlassen, an seinen Ort zu kommen, und er schritt langsam, wie ein wandelnder Schneehaufen, denn der Schnee lag hoch und er durfte nicht in Schweiß kommen, wenn er einige Stunden sitzen wollte.

Lange Zeit saß er in dieser schweigenden Pracht der Jungkiefern, mit einem guten Ausblick auf Gestell und Wiese. Es war wohlzig warm in seinem Pelz und müde war er auch. Ja, er war vielleicht nach diesem plötzlichen Sprung von seinem Lager noch nicht richtig wach, denn er machte so seine kleinen Dummheiten. Daß er zum Beispiel die Flinte bei der Vorbereitung seines Sitzes draußen an der Jugend abseits stellte, sich dann setzte und sie vergaß, war noch nicht die schlimmste. Denn gegen Schinder war er mit der Pistole schneller.

Aber er kam, nachdem er lange Zeit diese Totenstille um sich hatte, in einen

träumevollen Halbschlaf, aus dem man schneller hinübersinken denn erwachen kann. Ein paarmal riß er sich auf, wenn Schnee stäubte oder ein Ulf unter der Last der weißen Dächer brach. Und dann dachte er auch jedes Mal daran, daß so ein Schlaf in der weißen Nacht seine Gefährlichkeit habe, aber sein wohligh warmer Pelz und der Gedanke, daß der Tag nicht mehr allzufern und die aufgehende Sonne bei der geringen Kälte bald Tauwetter bringen müsse, beruhigten ihn.

Und da träumte er den schönsten Traum seines Lebens, nämlich, daß er gestorben und mit seinem Hunde auf dem Weg zum Himmel sei. O, er wurde hineingelassen, wenn auch damit noch nicht viel gesagt zu sein schien, denn er sollte sich hinsehen und warten. Aber seinen Hund sandte man wieder zurück in die Welt und das wurmte ihn nicht wenig.

Er hatte immer gemeint, daß so ein Tier wie sein Ulf eine saubere Haltung in der Welt hatte wie mancher Mensch und darüber wollte er die im Himmel noch aufklären. Jäwohl! wenn man ihn hinein ließ, dann hätte er schon ein Recht, manches zu sagen. Er hatte die Augen geschlossen, um über alles besser nachdenken zu können und dann hob er den auf die Brust herabgesunkenen Kopf und schlug die Augen auf. Ob er etwa nur geträumt hatte? Zuerst blinzelte er nur, um ihn war eine weiße Helligkeit. Hatte er geschlafen? Er schaute an sich hinab, aber er sah sich nicht. Überall lagerte ein weißes merkwürdiges Licht. Er versuchte, sich zu bewegen, aber unterließ es wieder ganz erschrocken, denn wenn man einmal gestorben sei, wäre das unschicklich und er dachte an die Schauergeschichten von Toten, die im Sarge wieder lebendig geworden seien. Nein! wenn es schon sein müsse, wolle er still bleiben, es gefiel ihm mit Ausnahme der schreienden Ungerechtigkeit an seinem Hunde alles ganz gut. Man müsse nur achtgeben, was noch geschehe! Er versank wieder in Gedanken und glaubte das Unrecht gegen seinen Hund mit dessen schwarzbrauner Farbe erklärt zu haben — denn um ihn war alles weiß, blendend weiß, auch die nahen Hochstämme hatten an ihren rissigen Borsten weißes Flitterzeug kleben und jeder Grünling von Baum hatte von dem

weißen Tand, der ihm als Himmelschmuck etwas billig vorkam, umgehängt — da flog ein kleiner Windstoß an ihm vorbei, als wenn hinter ihm die Himmelskür erneut aufgegangen wäre.

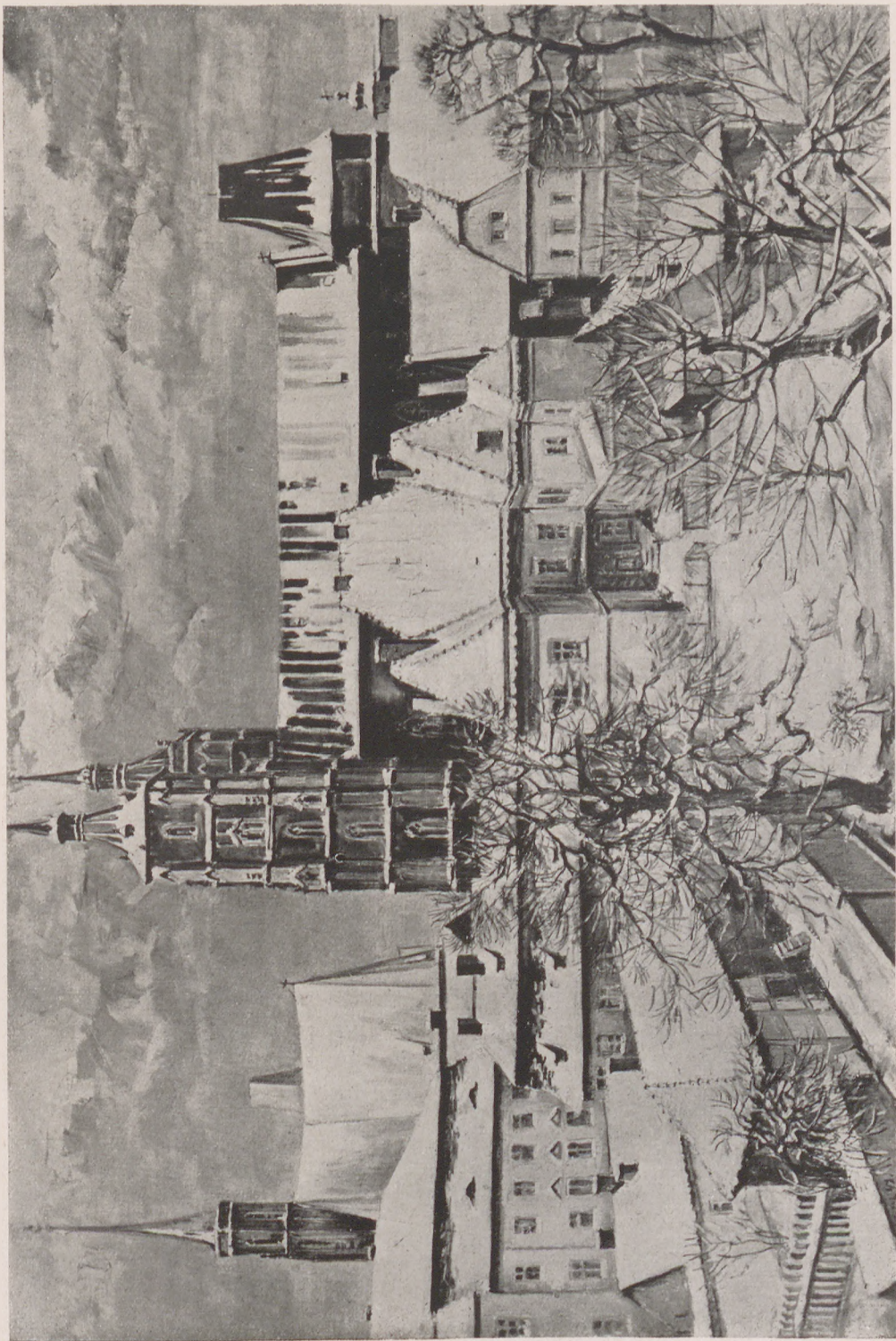
Da kommt sicherlich ein Neuer! Aber nur ein klirrendes Rauischen kam an sein Ohr und als er sich hinwandte, stand da ein kleiner Strauch mit rotbraunen klirrenden Blättern und er fand es ganz in der Ordnung, daß sich der Himmel, und wenn es auch nur der Gang gleich hinter dem Tore sei, wenigstens an einer Stelle in seiner Herrlichkeit offenbarte, denn er sah diese klirrenden Blätter als gediegenes Gold. Und vor sich hatte er — o Wunder! — einen Strauch mit roten Kränzen von Blüten aus Granaten, und es entströmte ihnen ein Duft, der ihm nicht unbekannt schien.

Man müsse sich, solange Zeit sei, umschauen, und er war darauf aus, blinzelnd und ohne weitere Bewegungen, auf neue Entdeckungsfahrten zu gehen, als er mit staunendem Auge hinter der großen Wiese einen Strahlenglanz sich vorbereiten sah, — nun werde er bald seines Schicksals gewiß werden.

Nur nicht den Hund vergessen! und gerade prägte er sich das nochmals besonders ein, da Tote doch leicht vergeßlich sein können, wie man ja ihrer selbst schnell vergeße, da trat auf das Gestell ein Bod' heraus, und stand sichernd vor ihm. So, so! Also mit der Farbe konnte das bei seinem Hund nicht zusammenhängen, denn der Bod' hatte seine graue Winterdecke und war aufgenommen. Weshalb hat der treue Ulf . . ! Hm! Im vorigen Jahr hatte er einen Junghasen aus dem Lager gegriffen. Aber er bekam doch dafür gehörig den Riemen zu spüren.

Wer zum Beispiel hatte ihm eins ausgewischt, wenn er mal einen krummen Weg ging?

Nein! er konnte nicht finden, daß man als Verstorbener vergeßlich sei, es fiel ihm allerlei ein, und mit einer nie gekannten Deutlichkeit fühlte er, daß eine kleine Unregelmäßigkeit zehn gute Taten aufwiege, nicht zuletzt deshalb, weil sie einem in solchen Augenblicken eher erinnerlich werde, als vieles Gute, was man begangen zu haben glaubte. Denn alles Gerade und Saubre schrumpfte auf



Georg Nerlich: Auf der Breslauer Dominsel (1941)





einmal zu Selbstverständlichkeiten zusammen, das Angerabe aber, oh, das war schwarz wie sein Hund. Ja, der Hund! Daß ich den nur nicht bei der Verteidigung meiner Erbärmlichkeiten vergeße!

Hinter der Wiese kamen aus einem Punkt drei Strahlen wie hauchdünne seidene Bänder hoch und verloren sich im Gewölbe. Er dachte an die Dreieinigkeit und blinzelte noch einmal an sich hinunter und war verwundert, daß er weiß sei.

Zu dem Bock traten zwei Rehe auf das Gestell und in geringem Abstand von ihm hoppelten Herr und Frau Mümmelmann. Kein Zweifel, er war im Jägerhimmel! Die Rehe sicherten zu ihm herüber und hoben ihre Häupter gegen die Wiese, wo die Helligkeit sich fast ins Unerträgliche steigerte. Er mußte die Augen wieder schließen und schaute vorher noch einmal kurz zu den Rehen hinüber, die rudartig hinüber zum aufkommenden Licht und dann wieder zu ihm hin äugten.

Sollte das der Bock sein, den er im vorigen Jahr . . .! er bekam einen Stich irgendwo in seine unsterbliche Seele. Sollte der angekratzte Bock doch verludert sein? Drei Tage lang hatte er ihn mit dem Hunde gesucht. Vielleicht war das die Schuld seines Hundes? Und nun steht der brave Bock da, stolz und prahlerisch mit seinem guten Gehörn und ist sein Ankläger. Und die Riden, und die Hasen! Herrgott, sollte er soviel Kreaturen zum Verludern gebracht haben? Aber daß sein Hund auch dafür büßen sollte, fand er nicht sehr göttlich. —

Da kam ein Mann das Gestell herauf, die Rehe zogen langsam ins Holz. Er trug eine Art am Rücken und war schwarz wie nichts in der ganzen Umgebung. Was mag das für ein Schwerverbrecher sein? Peter rührte sich nicht, er war tot, ja, leider, es war das erstemal, daß er es bedauerte, aber er hatte die Ausübung der Gerechtigkeit abgegeben. Und war ruhiger geworden, denn gegen den dort steche er ganz gehörig ab, ja, das wolle er meinen!

Aber da stand der Mann nicht weit von ihm still und legte seinen Kopf einmal nach links und einmal nach rechts und schaute auf eine weiße Birke, die übrigens, man sollte es kaum glauben, in dieser himmlischen Pracht durchaus nicht so viel jungfräuliche Reinheit an sich hatte, wie sie ihm und allen in ihrer prahlerischen Rinde weismachen wollte. Da sind ganz bedenkliche Flecken auf der Seele. Ja, ja!

Aber was hatte nur der Mann? Dieser schwarze Teufel dürfte sich über diese etwas angeschmutzte Birkenseele doch nicht so wundern?

Er wagte einen kleinen Seitenblick und sah — o Schreck! — seinen Drilling an der Birke lehnen. Der Mann ging noch einen Schritt vor, blickte nochmals um sich und streckte seine Hand nach der Flinte aus.

Das war dem Jäger Peter Schrat zuviel Ungerechtigkeit in der anderen Welt. Sollte dieser schwarze Kerl, von dem er nicht einmal wußte, ob er nicht die Art nur als Vorwand in den Wald trage, auch noch seine Flinte angreifen und nehmen dürfen? Peter vergaß, daß er tot sei und schrie ein unverständliches Wort, wie es eben nur von einem Menschen kommen kann, der sich schon gestorben dünkte.

Der Teufel fuhr zusammen, warf seine Art in den Schnee und sprang von der Flinte weg, als ob die geschrieen hätte. Dann sah er sich um und erblickte den Jäger, der gerade aus seinem Jägerhimmel direkt auf der Schneise landete ohne einen Schritt gemacht zu haben. Er riß sein Schneehemd auf und lachte, und der andere, ein Holzer, der zur Arbeit ging, lachte auch, obgleich noch ein kleiner Schreck in seinen Gliedern zitterte.

Ja, so standen sie sich gegenüber; Peter aber schaute am andern beim Sprechen vorbei, denn hinter dem Mann, hinter der großen Wiese, brach rot über dem Schnee die Sonne als mächtige Mohnblüte auf einem fernen Himmelssfeld auf

# Geschick eines Knaben im Nordischen Krieg

Erzählung von Karl v. Bremen,  
gefallen gegen Sowjetrußland im Juli 1941.

Mit dem im Juli 1941 im Kampf gegen die Sowjetunion gefallenem baltischen Dichter Karl von Bremen verliert die junge baltische Dichtergeneration einen ihrer hoffnungsvollsten Kameraden. Sein Roman „Der deutsche Berg im Osten“, mit dem er der Stadt Reval ein Denkmal setzte und die in der Stille des mecklenburger Fischlandes entstandene Chronik „Die Schifferwiege“ hat ihn in weiten Kreisen des Deutschen Reiches als einen Schriftsteller von Rang bekanntgemacht; v. Bremen hat durch seinen Heldentod das wahr gemacht, was er in seinen Romanen und seinen Erzählungen als selbstverständliche Pflicht der im Osten kämpfenden Männer empfand: den rücksichtslosen Einsatz des eigenen Ichs, Kämpfer zu sein, „lebendiger Pfeiler in der Vormauer gegen Asien“.

Im Jahre siebzehnhundertunddrei.

Hartgefrorene Erde ist furchtbar.

Der Knabe Carl Lechts ist zehn Jahre alt. Er trägt zerrissene Schuhe — schlecht zu gehen — und muß doch gehen — weit durch dunkle Wälder in die fremde Stadt.

Das Abendrot will heute kein Ende nehmen. Überall im Umkreis brennen Höfe, Windmühlen, Speicher und Scheunen nieder. Wo der Russe hinkommt, schlägt er Brand an.

Das Vaterhaus des Knaben: Woall stand zwölf Stunden in Flammen. Die Glut war so mächtig und heiß und sie wärmte den Knaben. Er lag unter einem Strauch und sah jeden Balken stürzen.

Und er betete:

Der Vater soll kommen mit seinen Reitern, um die Moskowiter totzuschlagen, verjagen!

Aber er kam nicht.

Kalmücken schleppten seine Mutter weg, — warfen sie in Fesseln und im Galopp ging der Karren zum Hofstor hinaus. Wohin? Die hartgefrorene Erde zeichnete keine Spuren ab, Carl hatte stundenlang auf seine Mutter gewartet.

Hartgefrorene Erde ist furchtbar. Nadelspitz jeder Brocken Erde, der sich in die Sohle preßt, — und dann zuckt das Knie zusammen. Carl hat brennende Füße und muß dennoch flüchten. Daß die Moskowiter ihn nicht greifen! Soldaten streifen in Trupps zu zweien und dreien umher, schleifen Beute zum Lager.

Wenn Carl seinen Vater findet, dann wird er ihn zu sich nehmen. Er wird ihm die Fahne zu tragen geben. Ja, dann reitet Carl Lechts mit der Fahne des Königs von Schweden!

Weshalb hilft denn König Carolus nicht? Weil er jetzt gegen die Polen kämpft. Er hat in Estland zu wenig Soldaten, um das deutsche Siedlerland im Osten, das unter schwedische Hoheit fiel, zu schützen.

Oh, wie viele Russen es gibt!

Dieser Weg durch den Eichwald führt nach Sauküll, dem Edelhof, der dem Onkel Salza gehört. Ha, Sauküll ist ja so weit, so weit hinter dem schattigen Wald, bis dorthin wird der Moskowiter noch nicht vorge drungen sein... Und nun wird

es draußen dunkel, — „Schlafenszeit“, rief die Mutter jeden Abend den Kindern zu. Carl schleicht durch den dämmerigen Heuschlag zum Hof, — steht nun hinter einer Birke, entdeckt, daß die Russen auch den Hof des Dinkels geplündert haben. Dort, Pikenknechte lagern um das Feuer, haben es warm, singen Lieder.

Die Nacht wird kalt.

Ob die Brücke noch steht über dem Bach bei Sauküll? Sonst muß der Knabe durch das Wasser schwimmen mit seinen Kleidern. Wer von den estnischen Bauern hat noch ein Boot? Wer von den Knechten lebt noch und sagt es ihm, wo eine Furt ist!

Der Sauküllsche Fluß ist schon zugefroren. Man steht auf dem Eise die Sterne spiegeln — so kalt ist es geworden. Carl legt sich bauchlings auf das Eis, schiebt sich herüber. Es schwankt bloß und dann klirren Risse in die Seiten aus. Carl Lechts ist ja so leicht. Auf dem andern Ufer läuft er weiter... Wo mag jetzt seine Mutter sein! Wo Tuve, der ältere Bruder? Vielleicht läuft er auch nach der Stadt, zum Vater.

Und dann hat Carl seinen Bruder doch gefunden! Er weiß selbst nicht, wie es geschah. Er schritt durch die Nacht und sah sich nicht um. Als er den Fluß überschritt wurde er so müde. Er meinte, Wölfe würden nun kommen oder die Bären, — aber viel wüster waren ja die Horden. Dann wurde er mit einem Male ganz ruhig und zuversichtlich und legte sich zum Schlafen in den tiefen dunklen Wald, verspürte kaum noch den Frost. Er wollte nur von seiner Mutter träumen...

„Aber dann träumte ich, Tuve, daß Du mich rieffst. Und ich stand wieder auf und ging weiter, ja so bin ich wohl hier angelangt, Tuve, ich ging wohl im Schlaf.“

In einem Heuschober liegen die Brüder, dicht nebeneinander im Heu und Tuve hält den Kleinen im Arm.

„Wie heißt denn dieser öde Hof am Morast? Auch Du weißt es nicht, Tuve? Hast Du was zu essen? etwas Brot! Wir wollen dann schlafen, Tuve, und nachher wollen wir uns auf der Koppel

zwei Pferde einfangen, zum Vater reiten in die Stadt. Alle unsere Soldaten kämpfen gegen Zar Peter und seinen furchtbaren Marischall Graf Scheremetjew.“ Der Bruder nickt ihm zu.

„Wie gut die Scheune uns vor Kälte schützt, Tuve. In Woall möchte ich aber nicht in der Mühlscheune schlafen.“ — Aber wie weit liegt das Elternhaus schon hinter ihnen. Da steht Tuve noch einmal auf, sucht Reifig zusammen, schlägt Feuer vor dem grauen Tor. Und feuchter Qualm zieht langsam durch den leeren Raum. — Diese fremde Scheune ist wie ein großes Bett, so geborgen fühlt sich Carl darin. Tuve, der gute, brachte ihm ein Stückchen Eis. Mit dem kühlt der Kleine seine wunden Füße. Und dann wird er einschlafen, während ihm Tuve von des Königs Hengst „Brandklepper“ und von den Heldentaten Gustav Adolfs erzählt. Ach, heute ist er zu müde dafür!

„Und weißt Du, Tuve, der festgestampfte Lehm hier in der Scheune ist doch besser als der gefrorene auf den fremden Straßen. Und dein Reifigfeuer taut uns auf, wie die Sonne im Sommer.“

Endlich erblicken die flüchtenden Knaben fern über freiem Felde die hohen Türme der Stadt Reval, die Mauern, die dem breiten Flüchtlingsstrom Schutz geben sollen. Dunkle Schneewolken treiben längs der Ostseeküste, der Schnee wird bald das Leichenfeld zudecken mit seiner weißen Pracht.

— Oh, gewiß hör' ich bald die Kanonen von den Mauern donnern und dann reiten die Soldaten zum Ordensburgtor hinaus und an der Spitze Carl's Vater, der Obristleutnant. Und sie werfen den Moskowiter in die Flucht und entreißen ihm die liebe Mutter. — Daran dachte der Knabe immerfort und siehe da, so wurde es ihm etwas leichter die Strapazen zu überwinden!

Und dann erreichen beide Brüder Lechts die feste Stadt Estlands.

Tuve, der ältere, meldet sich sogleich beim Kommandanten. Carl, der jüngere Knabe, hat das Stadthaus seiner Großmutter aufgefunden. Nun soll er hier im Vorsaal warten. Am hohen Fenster

steht er und schaut vom Hause auf dem deutschen Berg hinunter in die enge Stadt. Unten laufen, gehen, rotten sich schwedische Soldaten, und weiter stehen feste Mauern, Türme und Bastione.

Das alles sieht Carl Lechts von oben her und ist verwundert über den Frieden im steinernen Hause.

Dann schreitet er durch den Saal, vor einem goldgerahmten Wandspiegel bleibt er stehen, erblickt sich darin und sieht, daß er sich lange nicht gewaschen hat. Mit dem Armel wischt er den Staub und Rauch und Ruß aus dem Gesicht — wiewohl er reibt, es bleibt immer etwas nach.

Er erinnert sich nun, daß die Frau hier im Hause gestrengt ist. Und er bemerkt, wo er gegangen, bleiben schwarze, feuchte Flecken nach.

Der Knabe mag nicht länger warten. Er hat Hunger, will nun essen und schlafen. Er öffnet eine Flügeltür und steht jetzt einer Frau mit weißen Haaren gegenüber. Sie sieht ihn kaum an, da fragt er schon:

„Seid Ihr Frau Magdalena Essen? — Ich bin eurer Tochter Hedwig Lechts' Sohn. Ja, der jüngste, Carl. Ich komme aus Woall. Tuwe eilte zum Kommandanten, er wird nun Soldat. — Wißt Ihr, daß die Moskowiter uns überfielen, die Mutter als Geißel verschleppten? — Schon ganz nah von Reval streift der Feind. Ihr wollt mich aufnehmen bei Euch in der Stadt! — Gut, ich bin müde, bin ja weit gegangen, viele Tage und Nächte, Tuwe und ich. Reval hat feste Mauern und Wälle, — aber unser Land ist verheert. —

Brandhell war die letzte Nacht zu Hause. Mutter stand am Türpfofen, sie rief: Tuwe holt Hilfe, — lauf ihm rasch durch den Garten entgegen! Als ich die Windmühle erreichte und darin keinen unserer bewaffneten Knechte fand, wollte ich zurück, um Mutter beizustehen. Und ich kehrte wieder um. Da war die Mutter nicht mehr da; nirgends war sie...“

Sein Vater? — Nein, ihren Vater treffen die Brüder in Reval nicht an, denn er ist dem König gefolgt, kämpft

nun auf fernen Schlachtfeldern gegen Seine Majestät, den König August von Polen, der gleich dem Zaren den Nordlandvölkern die Herrschaft über die Ostsee strittig macht. Also in Polen, — der Knabe wußte noch gar nicht, daß es so vieler Herren Länder gibt. —

„Tuwe, unser Vater kämpft gegen die Polen“, ruft er dann seinem Bruder entgegen.

„Ich weiß schon. Ich traf auf der Zitadelle unsern Vetter Ulrich Salza. Der nimmt mich mit nach Dorpat, zum tapfern Obrist Skytte.“

„Aber ich? Laß mich nicht allein.“

„Wir haben kein Pferd für dich, Carl.“

„Ich reite vorn auf dem Sattel.“

„Auf einem Pferd? Das ist bei Soldaten nicht Brauch. Ich muß fort, Bruder.“

„Lebe wohl, Tuwe“. Das Jagdmesser, das ihm der Bruder zum Abschied schenkte, verbirgt er im schwarzen Stiefelschaft.

Wenige Tage später begibt sich auch Carl zum Kommandanten der Zitadelle. Die Straßen der Hansestadt sind eng, daß der Knabe kaum weiß, wohin auszuweichen, wenn ein schweres Gefährt vorbeirollt. Viel Volk wimmelt umher, gafft auf die Flüchtlinge, die durch das Mauertor der ‚Dicke Margarete‘ einströmen.

In der Zitadelle dröhnen die Gänge und knarren die Stufen unter den Tritten der Soldaten und Offiziere. Einer nach dem andern will sich bei Obrist Wrangell, dem schwedischen Stadtkommandanten, melden. Der Zweite stößt den Vordermann hinein in den tiefnischenigen Raum, in dem Obrist Wrangell an einer Tischkante gelehnt, Ordonanzen empfängt und seine Befehle zur Verteidigung gibt.

Carl Lechts steht nun sechs Schritt vor dem Obristen. Der Kommandant winkt ihn heran und legt die Hand auf seine Schulter. Doch das bringt den Knaben aus der Fassung. Er wollte doch ganz straff und kurz den Obrist bitten, ihn einzureihen in die Adelsfahne von (Estland\*), denn auch er will seine deut-

\*) Ein Regiment des Schwedenkönigs unter deutschen, in Estland ansässigen Offizieren.

sche Heimat verteidigen, will kämpfen gegen den Erbfeind, wie sein Bruder Tuve, — wie seine Vorfäter es seit jeher taten.

Nun ist Carl durch die Hand des Obristen verwirrt und spricht so hastig und weiß im Augenblick darauf gar nicht recht, was er überhaupt sagen wollte.

Dann sieht er, wie die Hand des Kommandanten auf dem Tisch über einer ausgebreiteten Pergamentrolle hin und herfährt — Striche und Kreuze markiert. Carl glaubt, daß Wrangell ihm gar nicht mehr zuhören mag — darauf werden seine Worte stockend und brechen dann ganz ab.

Um so verwunderter ist der Knabe, als der Obrist aufschaut, ihm zunickt und lächelt. Doch dieses Lachen ist wenig verheißungsvoll. Carl spürt, was der über ihn denkt. Und dann sagt er es wirklich: „Carl Lechts! Du mußt noch warten — mehrere Jahre — dann sollst Du Führer werden bei uns.“

Was hülfte es jetzt zu beteuern, wieviel er ertragen kann, — wieviel Nächte er Schlaf entbehren kann und wie weit er schon mit Tuve marschiert ist!

Ah, sein Elternhaus ist eingeeichert, den Vater hat er in Reval nicht gefunden und trotzdem darf Carl nicht in den Krieg ziehen, um seine Mutter zu rächen. Das ist bitter. Und auf dem Heimweg kraht es ihn in der Gurgel. Er sucht sich einen Weg zurecht durch die verworrenen Straßen Revals.

Doch die Großmutter, Frau Magdalena Essen, empfängt ihn freundlich. Sie weiß, daß der große Wille zu leben den jarten Knaben hinwegträgt über diese harten Jahre des unerbittlichen Krieges. Er ist tatsächlich erst zehn Jahre alt, aber Frau Magdalena Essen reicht ihm die Hand wie einem Mann und sagt:

„Carl, willst Du hierbleiben — um die Mutter deiner Mutter zu beschützen?“

Tage und Wochen vergehen. Kälte, Hunger, Seuchen reißen Menschen und Tiere zum Tod hinab. Die Leute sind geschwächt und anfällig geworden, — so beginnt das Sterben.

Und doch strömen immer wieder Flüchtlinge vom Lande in die Festung Reval, dort Rettung erhoffend.

Und die Soldaten kommen mit Beuteschlitten. Schwedische Kriegsknechte rauben die Bauern- und Edelhöfe aus und verprassen den Raub in der Stadt, denn sie mögen den Afiaten kein Krümelchen der Beute überlassen. Der Knabe Carl Lechts nagt die Lippen in Ohnmacht und Scham, daß jetzt die Schweden ebenso zügellos haufen wie die Moskowiter.

Zuweilen kommt Nachricht von des jungen Königs Carl XII. Siegen in Polen. — Einen Augenblick jauchzt das Land, wehen die Standarten. — Und dann sinkt wieder alles um — in bitterer Hoffnungslosigkeit. Die Einfälle der Russen mehren sich, denn es gibt keine Wehr im flachen Land. So wird der Feind dreister und dreister. Sie schleifen die Städte, stampfen die Güter ein, vernichten die Kornkammer Schwedens: Livland und Estland.

Dann aber stehen wieder die Festungen wie zur deutschen Ordenszeit fest und grau und überhören den Angstschrei des geplagten Landes.

Die Offiziere des Königs schließen die Kragen hoch, werden noch länger und magerer, sie gebieten Zucht und Ordnung.

Im Kampf sind sie die ersten, begeistern so die ermatteten Krieger, haben sie dann wieder fest in der Hand. Und diese — meist Knaben und Veteranen — kämpfen wie die Löwen, stets einer wider viele Gegner. Die Bastione werden erweitert, die Schanzen und Wälle von Reval, Narwa und Dorpat. Die Führer erkennen, wie notwendig es ist, Arbeit zu schaffen, weil nur der Müßiggang die Truppe zerfrischt.

Die Wintertage werden immer dunkler. Frau Magdalena Essen ist gestorben. An der Pest. Sie ist eins der ersten Opfer aus dem deutschen Adel. Und die Leute sehen hin auf ihre Bahre und horchen auf.

Jemand hat geflüstert:

Auf den Friedhöfen gibt es keinen Platz für neue Gräber. Da beschließen die Toten aufzustehen, um den andern.

— vornehmlich den Kriegern, — Platz zu machen auf dem Friedhof.

Und eines Tages wälzen die Toten ihre Grabsteine von den Erdhügeln und versammeln sich vor der Olaikirche.

Da tritt der Teufel aus dem Hinterhalt und sagt:

„Ich bin der Engel Gabriel, der euch führen soll“, und der Teufel geleitet den Totenzug in die hohe Halle und führt sie zum Turm hinauf, doch er riegelt die Pforte hinter sich zu.

Dann weist Satan aus den Fensterlufen auf das flache Land und verkündet:

„Heute ist Friede geschlossen, also läutet die Glocken bis ich euch ins Paradies weiterführe.“

Und die Toten, die selbst nichts sehen und nur den Engel zu hören glauben, reißen an den Stricken der Glocken, ja sie hängen sich fest an den Tauen.

Satan aber hat zuvor die Stricke der Friedensglocke zernagt. Daher reißen die Toten die Sturm- und Totenglocke allein.

Der Teufel entweicht grinsend aus dem Fenster des Turmes. Über dem Wasser wirft er den Schlüssel der Olaikirche in die brandende Ostsee.

...Die Menschen entsetzen sich über das Totengeläut in der Nacht. Der Pförtner kann den Schlüssel vom Turm nirgends finden. Er erspäht durch die Ritzen der Tür: wie die Toten selbst die Glocken schlagen.

Die Soldaten aber, welche die Tür zu sprengen befohlen werden, — sterben zuvor.

Zur selben Zeit sieht die Schloßwache nachts, — mitten in der Nacht — dunkle Gestalten durch die Luft fliegen, über allen Dächern, — die haben Fischgestalt und Flügel. Aber die Flügel, das haben viele genau gesehen, sind nichts anderes als Zangen, lange Feuerzangen, wie aus rostigem Eisen. Und die Flügelzangen klappern unaufhörlich. In ihnen haben rote Schleier, — wie Soldatendirnen sie tragen.

Immer auf's neue fliegen die Fischvögel herbei und zerran die Schleier über die ganze Stadt und einen Teil des baltischen Landes. Es nimmt gar kein Endel

Und schließlich sieht man sogar ganz deutlich: im Schleiertuch viele schwarze Flecken. Die werden gelblich-grün wie Schwefel, fallen herunter auf die Häuser.

Am nächsten Tag wüthet in Reval die Pest.

Nach dem Tode der Großmutter erträgt es der Knabe kaum noch länger in der sterbenden Stadt. Er weiß gar nicht mehr, wo zu bleiben. Der Schrecken treibt die Menschen auf die Straße. Auch Carl. Und wenn er durch die Gassen hastet, spürt er, wie jemand nach seinen Füßen hascht und ihn zurückzerrt. Und voller Grauen wendet er sich um — und sieht gar niemand. Dann tritt er in irgend ein Thor ein, um sich zu verbergen. Doch kaum öffnet er seine Augen, da starren ihn schwarze Tücher und schwarze Trauerkleider der Bürger an. In ein Pesthaus ist er wieder geraten, und jäh stürzt er hinaus.

Darum verläßt er Reval. Sein Mundvorrat ist nur knapp. Aber er trägt am Ledergurt die Reiterpistole aus dem steinernen von Essen'schen Hause. Er muß ja zurück in sein Vaterhaus, in das zerstörte Woall. Er wandert ostwärts, durch Wälder, Bruchland und Sümpfe — eigentlich am Rande des Weges. Schnee liegt über den Stoppelfeldern. Die Schneekruste ist hart, ja sie trägt den verwaisten Knaben.

Wie groß ist schon die Not der Bauern geworden! In einer Erdhöhle bringt Carl Lechts die erste Nacht zu. Im dichten Waldgestrüpp, — nur eine halbverwehte Spur lenkte ihn hin, — dort in dieser Erdgrube liegen neun Esten, neben und übereinander. Carl bemerkt wohl das Zittern der Bauersleute, als er am Balkenversschlag rüttelte. Und sie drängen sich in die Ecke, als er eintritt, fürchten Verrat.

„Noor erra“ — „junger Herr“, sie jammern vor dem deutschen Herrnsohn.

Und wie lange dauert es, bis sie ihn verstehen, was er haben will: „Gebt mir zu Essen und zu Trinken!“ Wie einfältig sind die estnischen Bauern geworden, daß sie sowas nicht begreifen! Ja, sie erhoben ihre Hände, als der Knabe seine Pistole abschnallt. Darüber muß er beinah lachen.

Wie hohl sind die Wangen der Mädchen, zum Erschrecken die ungeheuren Bärte der Männer und ihre stumpfen Augen. Und die ganze Sippe besitzt blos einen Schafspelz. Und die Brüste der Frauensleute lugen aus filzigen Lumpen hervor. Nichts sprechen die Bauern. Nachts stöhnen sie und fahren aus ihrem Schlaf auf, wenn ein Baum draußen im Frost ächzt. — Wie soll das alles noch werden?

Am frühen Morgen geht Carl weiter, um Woall zu suchen.

Eines Tages erreicht er einen wohlbekanntem Waldbrand. Und, um ganz wach zu werden, ruft er laut in den Eichwald hinein. Carl geht umher und begrüßt die Bäume, die schlanken und die mächtigen, die heimatischen. Er erkennt immer mehr.

Aber wie gütig ist der blendende Schnee! Hohe Schneewehen decken die Trümmerhaufen zu. Lange steht der Knabe vor den weißen Schanzen, unter denen sein Elternhaus begraben ist.

— Nein, Sterben — davor fürchtet er sich gar nicht mehr; er glaubt bloß an das Leben!

In Woall findet der Knabe nichts vor, gar nichts, außer dem Mühlengehöft. Nur die Ratten sind dageblieben. Carl, was willst du auf dem eingäscherten Hof deiner Vorsahren? Was soll er hier noch bewachen! Und doch kommt es ihm so vor, als habe sein Vater, der Obristleutnant, ihn hierherbefohlen. Er hat ja Tuves Jagdmesser und die Pistole bei sich und kann sich damit gegen ein Wolfsrudel wehren. Aber wenn Ralmückenschwärme über's Feld jagen? Ach, Estland ist ausgeplündert, — hier gibt es nichts mehr zu holen!

In dieser Hütte, — die Mühle steht dicht daneben, aber ach, so flügelahm, — findet der Knabe eine Kammer. Nun erinnert er sich auch, daß dort einst der Müllerknecht Naart wohnte. Der Knabe wundert sich: hier sieht es so aus, als hätte der Knecht die Hütte eben erst verlassen, um wieder seiner Arbeit nachzugehen. Sogar ein staubiger Kessel hängt noch über der Feuerstelle. Carl untersucht ihn und schleppt dann alles zusammen, was er brauchen kann. Im Keller der Mühle findet er Getreidesäcke. Leer?

Nein, auf dem Boden der Säcke findet sich noch Mehl an, nicht viel, doch für ihn wird es schon reichen. Trocknes Holz gibt es in Hülle und Fülle. Er hat stets ein schlagfestes Messer bei sich.

Eines Tages streift Carl Lechts bis zum großen Sumpf, der gefroren wie ein mächtiger verschneiter See daliegt. Er schreitet darüber hinweg, hoffend, bald irgendwo eine menschliche Fährte zu finden. Endlich, er hat die Zeit ganz vergessen, gelangt er wieder zu wirklicherem Lande.

In der Nähe eines Birkenwaldes ragt eine strohgedeckte Hütte mit kleinen Fenstern auf. Vorsichtig nähert sich Carl. Bemerkte er nicht schon von weitem, wie die Tür im Winde auf und zuklappfe?

Jetzt sieht er: Schnee liegt auf der Schwelle — ist schon über die Schwelle weit in die leere Hütte hineingeweht. —

In der Tiefe des Raumes erkennt er aber jetzt, daß sich dort ein Mensch lang ausgestreckt hat. Carl tritt noch näher hinzu und hebt den Mantel an: ein toter Soldat — der hier verblutete, die Heimat beschützend verblutete dieser Krieger mit zerrissener Brust und Stirn.

Als Carl sich bückt, faßt seine Hand auf Eis am Boden. Und er sieht, das Eis ist gefrorenes Blut. Und auch der Leichnam ist gefroren. Carl will dem Gefallenen die Augen schließen. Aber die Lider sind starr wie Stein. Das Antlitz ist fahl und es wuchsen ihm borstige Stoppeln als Bart.

Es ist schon dunkel geworden.

Am Herde findet Carl Reifig, er schlägt Feuer und wärmt seine Hände... Dann bückt er sich wieder, hebt und trägt mit aller Kraft den Gefallenen zum Bett, legt ihn darauf und breitet den Mantel über ihn, gibt ihm den Degen zur Seite und hängt das Wehrgehänge über den Pfosten am Lager.

Dann scharrt der Knabe den Schnee von der Schwelle fort, um die Tür abzuriegeln. Und dann steht Carl Lechts am offenen Herdfeuer und blickt auf den Toten, fragt ihn, seinen Freund, spricht zum nordischen Krieger.

Viele Stunden lang wacht der Knabe. So vergeht diese Nacht.

Gegen Morgen ist das Feuer ausgebrannt.

Carl Lechts geht schließlich zur Tür hinaus — geht mit verschnürten Gliedern seinen Weg. — —

Der Schnee schmilzt zwischen den hohen Kiefern zusammen, wird gelb und häßlich. Bisweilen meint der Knabe frische Spuren zu entdecken — von Menschen. Sie werden kommen, wenn es Frühling wird, um die Acker zu bestellen! Aber die Bauern lassen ihn warten; fürchten wohl: die Pest habe sich in ihren alten Gefinden festgekrallt. Sind sie denn alle erstochen, verhungert, erfroren? Das Kind lehnt oft an einem Steinzaun und lauert, ob nun jemand zurückfindet.. Aber niemand kommt und die Spuren im Lehm sind seine eigenen.

Carl Lechts ist entschlossen, den Heimathof Woall zu verlassen — nach Dorpat, der Kreisstadt zu marschieren, um Nachrichten vom Bruder einzuholen.

Er geht um das Haus herum, um die Ruine des Gutshauses. Später macht er noch größere Kreise — schreitet um den Hof, die ganze alte Anlage. Bei diesen Ringgängen schaut er über alles andere hinweg — nach der Stelle, wo einst das Haus seiner Väter stand.

Nach seinem letzten Rundgang um Woall schüttet Carl Lechts Wasser auf die Asche seines Feuerherdes, bindet die

Schuhe fester, nimmt die Pistole und geht.

In wenigen Tagen hofft er Dorpat zu erreichen. Er ist gewachsen, denn die Kleider, die Frau Magdalena Essen ihm gab, sind ihm zu eng geworden. Er spürt drängende Kraft in Armen und Beinen. — Wie war es früher bei uns? Er packt gleichsam einen Spaten und schaufelt die Vergangenheit zu, damit er auf der endlosen Heerstraße wohlgemut ausbrechen kann.

Carl blickt zur Sonne hinauf. Er schlägt einen Seitenweg ein, den kürzeren Pfad quer durch das Moor. Der Boden wird weich und gibt schlüpfend bei jedem Schritt nach; ein See liegt mitten im Sumpf. Der Knabe schreitet nun ohne Weg, er weiß die Gefahr. Von weitem träumt der See schwarz; dicht über seine Wasser gebeugt, erblickt der Knabe sein eignes braunes Bild. Und dann sprühen dort tausend goldne Funken in wildem Tanz. Tanzen hier alle Irrlichter am Tage vereint im unergründlichen Moorsee?

Carl liebt diesen gefährlichen See, seinen Duf, sein Wasser und das Gefühl, das ihn durchströmt: durch das braune Auge des Sees bis ins Innere der Erde zu blicken. Und schaut ihn aus seinem Spiegelbild nicht der Vater, der Ahne, prüfend an: mein Sohn bewähre dich!

(Schluß folgt.)





Fritz A. Pfuhle: Kämpfende Pferde



# KULTURSPIEGEL DES OSTENS

## Die Kunstausstellung Zoppot 1941

D a n z i g, Anfang August 1941.

In Zusammenarbeit mit der Ausstellungsgemeinschaft Danzig-Westpreußen hat der Oberbürgermeister der Stadt Zoppot seine traditionelle sommerliche Kunstausstellung durchgeführt, die — das zeigt die schon in den ersten acht Tagen auf über tausend ansteigende Besucherzahl — ihren Zweck, den Gästen Zoppots einen gültigen Querschnitt durch das Kunstschaffen dieses östlichen Landes zu geben, durchaus erfüllt.

Von den Wänden grüßen alte Bekannte — nicht etwa daß hier nicht neues und vielseitiges Schaffen der westpreußischen Künstler zusammengetragen worden wäre: sondern Meister der östlichen Motive, sei es nun Landschaft, Tier oder Mensch, die jenen einen eigentümlichen, dem Gegenstande in seiner Einfühlung abgewonnenen darstellerischen Reiz zu geben wissen. Es soll hier versucht werden, den Sinn derjenigen Werke, die über den Charakter der Gesamtschau als einer Sammelausstellung hinausragen, an einigen Beispielen aufzuzeigen. Mögen also die drei Landschaften von Karl Kunz, dem bekannten Puhle-Schüler, an den Anfang gestellt werden: „Der Russensee“, „Die Russenfälle in Masuren“ und „Das winterliche Dorf“.

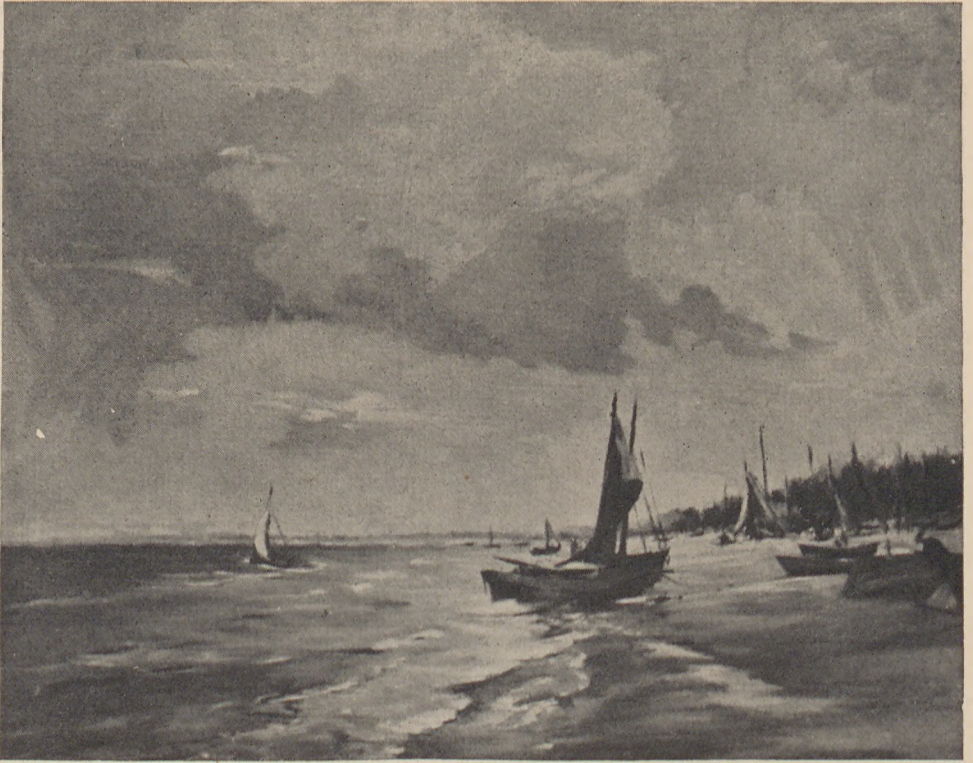
Es ist so eine Art Gesellschaftsspiel der Betrachtungsweise von Kunstwerken oder vielleicht auch etwas mehr, bei mehr oder weniger treffenden Berührungspunkten des ausgefallenen Wertes mit einem der bekannten großen Meister ihre Namen in die Debatte zu werfen. So steht man vor dem „Russensee“ und sagt: Corot und vor dem „Winterlichen Dorf“ und sagt: Pieter Breughel. Das ist nicht nur der Gesamteindruck der beiden Landschaften: wenn man sie etwas sorgfältiger anschaut, freut man sich bei dem „Russensee“ über einen warmen, gelb getönten Durchblick auf in verschwimmenden Farben träge in der Sonne dunstendes Wasser, über die gesieberten zarten Baumsfittgen des Vordergrundes, die das Wort Corot heraufgezaubert haben. Ähnlich steht man auch vor dem „Winterlichen Dorf“, das sich im Hintergrunde an einen Hügel kuschelt, und vor dem sich auf der grau-blanken Fläche eines Sees in vielen Einzelpunkten die eingepummelte Kinder auf dem Eise in mannigfaltigen auseinanderstrebenden Spielen tummeln. Es ist nicht nur das Motiv an sich, das den Gedanken an Breughel fassen läßt, sondern auch die ein wenig plumpen dicken Gestalten der Kinder in ihrer Winterwolle. Die silhouettenhafte Verstreuerung der Gestalten auf der hellen Fläche und vielleicht auch eine kleine, herbe

verborgene Randszene, wie sie Breughel immer geliebt hat, all das findet man bei Karl Kunz wieder. Und dann steht man vor dem dritten Bild, dessen Titel „Die Russenfälle in Masuren“ dem unvoreingenommenen Prospektleser wenig davon sagt, daß es eine schöne, flächige ostpreußische Landschaft ist: in warmen braunen Akkordtönen des Vordergrundes treibt ein Bauer die Eggen über das herbstliche Feld, darüber verliert sich ein grün-gelblicher See unter langen rauchschwadenartigen Wolken in den welligen östlichen Horizont. Wenn man vorher Corot und Breughel sagte, dann sagt man jetzt Karl Kunz und geht dann mit sich selbst etwas ins Gericht, leichtfertig eine Art Schablone angelegt zu haben; denn alle drei Bilder, sie sind der Eigenart des ostpreußischen Meisters so gemäß in der Klarheit ihrer Landschaftsschilderung und zeigen so viel Liebe und Sorgfalt gegenüber der Form und Farbe, daß man sie alle als einen Eigenwert und nicht als die Parallele zu etwas anderem zu werten hat.

Professor F. A. Puhle hat aus der Fülle seines bewährten meisterlichen Könnens u. a. die glatte, sorgfältige Bewegungsstudie „In der Reitbahn“ ausgestellt, an der nicht nur die bewährte Meisterkraft des Pferdebearbeiters entzückt, sondern auch der Nimbus der dämmerigen, scharf nach Pferden riechenden Reitbahn, in der man den Hufschlag des trabenden Pferdes als ein dumpfes Geräusch zu spüren meint. Die beiden darstellerischen Glanzpunkte in Puhles Schaffen, Pferde und Bildnisse, haben in zwei Frauenbildnissen und in den beiden außerordentlich bewegten und lebendigen, in ihrer Farbe so sicher und gut gefühlten Bildern der „Kämpfenden Henste“ ihren Ausdruck gefunden.

Bruno Paetsch ist mit einer Reihe sehr schöner Arbeiten vertreten, von denen wir hier nur ihre Titel, eine große „Naufikaa“, ein „Stilleben“, ein „Großer Baum“, die „Komposition“ und den „Wintertag“ nennen wollen, da das Schaffen von Bruno Paetsch demnächst in dieser Zeitschrift in Bild und Wort ausführlich berücksichtigt werden soll.

Groß und flächig in der Behandlung hat Paul B. Dannot das „Abziehende Gewitter am Zoppoter Süstrand“ in seiner Stimmung und seinen Farbwerten sehr gut in der fastigen, lebenden Feuchte des verregneten Strandes erfaßt, mit einem weiten Bild über die noch verhangene, dunkle See in das helle Sprühen der leichten Brandung unter der wiederkehrenden Sonne. Der Graphiker Felix Mesed ist mit Aquarellen und Werderlandschaften vertreten, über die sich eine



Paul B. Dannot: Abziehendes Gewitter am Zoppoter Südstrand

weiche Farbede hinwegzieht, das Gegenständliche ist aus der großen flachen Ebene des Werbers herausgeholt und in den blasfen, dünnen Farben, wie sie diese Landschaft hervorzubringen vermag, gemalt. Aus der großen Fülle der weiteren Aussteller sei hier Paul Paesche mit seiner minutiös gemalten Darstellung wimmelnden Menschenlebens voll oft greller Farbe auf „Markttag in Köstlin“ und „Unter den Linden“ hervorgehoben. Bei den Graphikern fällt Helmut Maskow, Köstlin, mit seinen schönen Illustrationen zum „Sommernachtstraum“, „Romeo und Julia auf dem Dorfe“ und „Der Sandmann“ auf. Interessant ist dabei die holzschnittgleiche Behandlung der Lithographie, die eine gute dramatisch und dekorativ wohl ausgewogene illustrative Begabung verrät. Weiterhin das

Aquarell von Müller-Rabe „Schiffe vor Anker“, das sehr zart in die verschwimmende Fläche gesetzte „Dorf im Winter“ von Nerlinger, Berlin, und die Radierung von Hermann Teuber, Berlin, neben den Federzeichnungen von der „Frischen Nehrung“, die der Danziger Herbert Wentscher ausstellt.

So ist hier an einigen wenigen Beispielen aus der Kunstausstellung Zoppot 1941 die Lebendigkeit des Schaffens der westpreussischen Künstler aufgezeigt, für deren Zusammenstellung man Paul B. Dannot seinen Dank sagen muß, und die gewiß in noch reichhaltigerer Fülle und Lebendigkeit vor uns ausgelegt worden wäre, wenn nicht manche Transportschwierigkeiten die Versendung der Werke erschwert hätte.

Detlef Krannhals.

## Musiktage auf Schloß Rothenhaus

Reichenberg-Süd, Anfang August 1941.

Am Fuße des Südhanges des Erzgebirges liegt das Städtchen Görfau. Eingebettet in Obstgärten, Wiesen und Felder träumt es sein Kleinstadtbild. Es wurde auch durch

den stürmischen Ablauf der geschichtlichen Ereignisse nicht gestört. Am Eingang des Städtchens von den Bahnliesen Auffig—Eger und Bodenbach—Komotau her hat frommer Bürgersinn einem Hahn aus Dank-



Fritz A. Pjuble: In der Reitbahn

barkeit ein Denkmal gesetzt, weil er von seinem ländlichen Standort aus so laut gekräht hat, daß er die herannahenden Hussiten von ihrer Marschrichtung auf das Städtchen abgelenkt hat. So blieb es von den Stürmen der Hussitenriege verschont. Seine Bürger konnten ungestört wieder ihrer Arbeit nachgehen. Die Schweden allerdings ließen sich durch einen Hahnenschrei nicht ablenken, sondern brandschatzten es zum Leidwesen der Bürger. Vielleicht hatte sie auch das gute Bier angelockt, das hier gebraut wurde. Es wurde selbst an der Tafel des böhmischen Königs kredenzt. Kein Wunder, wenn es erst recht den rauhen Landsknechtskehlen Labfal war. Nach dem Abzug der Schweden hatten die berüchtigten Liechtensteindräger den Jesuiten und anderen Glaubenseiferern geholfen, die Bürger wieder katholisch zu machen. Bald darnach setzten die Einwohner der „schmerzhaften Muttergottes“ mitten am Marktplatz eine hochragende Dankssäule für freundliche Errettung von der schlimmen Pestilenz, unter der der lutherische Glaube und seine schwedischen Schwertritter zu verstehen sind. Dann versanken die Stadt und ihre Einwohner in den Wehrauchnebel des barocken Zeitalters. Nur die benachbarte

Grundobrigkeit vergaß über die Kirchenchoräle die heitere Lanzmusik nicht und ging erst aus den Armen einer schönen Sünderin in den dunklen Beichtstuhl. Das revolutionäre Jahrhundert brachte dem Städtchen neben der Befreiung von Grundherrlichkeit den Schützenverein als Zeichen des neuen demokratischen Fortschrittes. In dieser Zeit kamen ein paar unternehmungslustige Fabrikantensöhne aus dem benachbarten Sachsen in die Stadt zu Besuch. Sie erkannten die günstigen Voraussetzungen für die Entfaltung einer Industrie und erbauten mit dem väterlichen Erbteil am Stadtrand ihre kleinen Unternehmen, die sie durch Jahrzehnte zu den regierenden Herren des Städtchens machten. Sie waren an seiner weiteren Industrialisierung nicht interessiert. So verdarben ihm privattkapitalistischer Egoismus und die schlechte Wirtschaftskonjunktur der Zeit nach dem Weltkrieg die Entwicklung zu industrieller Bedeutsamkeit. Die Ruhe und Beschaulichkeit des Städtchens und die herrliche Umgebung mit ihren rauschenden Wäldern, reichen Obstgärten und grünen Wiesen lockten die Veteranen der Arbeit und des Lebens an, die sich hier neben dem ruhigen Strom des Alltags ihre vorlehte Heimstätte

errichteten. Ihnen zur Freude und dem Städtchen zur Zier sprudelt der alte Marktbrunnen sein klares Wasser in das barocke Steinbecken. Und der graue Stadtturm mit seiner grauen Schieferturmel wacht wie ein getreuer Eckart über ihr Leben und Heim.

Von hier führt eine breite Kastanienallee zum Schloß Rothenhaus der freien Reichsherren Hohenlohe-Langenburg. Es gehört heute zum Stadtbild wie einst die Stadt zum Schloß. Sein wuchtiger Barockbau umschließt den offenen Hof im Viered. Eine feingeschwungene Freitreppe führt aus dem gepflegten Park von der Frontseite in das Innere, das einst Friedrich den Großen und Kaiser Josef in seinen Mauern barg. Schloß und Park bilden eine natürliche Kulisse von überwältigender Schönheit, vor der eben nur der Geist der Kunst sich in seiner gestaltenden Kraft zu offenbaren braucht. Die natürlichen Gegebenheiten nützte der junge Bürgermeister Görkau. Alljährlich werden nun hier Musikfesttage als kulturelle Großveranstaltung des Gau's Sudetenland stattfinden. Daß hier in einem namenlosen Städtchen, das, wie der kurze geschichtliche Abriss zeigt, eigentlich ohne jede künstlerische Tradition ist, inmitten des großen kriegerischen Geschehens schöpferischer Kulturwille zur künstlerischen Tat geworden ist, ehrt nicht nur die Bewohner dieses deutschen Kleinstädtchens, sondern ist zugleich ein neuer Beweis, wie weit die Neulände des Reiches dem mächtigen Strom deutschen Kulturlebens ihre Quellwasser zuführen.

Gauleiter Konrad Henlein hat anläßlich der feierlichen Eröffnung der Musiktage im prachtvollen Festsaal des Schlosses ihre Bedeutung für Reich und Gau mit folgenden Worten umrissen:

„Im gegenwärtigen Kampf des gesamten Volkes will und darf das Sudetenland in nichts zurückstehen. Das Sudetenland hat neben seiner Leistung im Kriege, neben seinem Beitrag an Menschenkraft und Einsatz für den Kampf des Reiches, auch trotz der mannigfachen Schwierigkeiten, die der Krieg zum üblen Erbe der Tschechenherrschaft gebracht hat, zäh und tapfer weitergearbeitet am Aufbau der Heimat. Dieser Aufbau bedeutet zugleich den sich Schritt für Schritt vollziehenden restlosen und endgültigen Einbau in das Gesamtgefüge Großdeutschlands.

Unsere einzelnen sudetendeutschen Landschaften stehen vor der Aufgabe, auch auf kulturpolitischem Gebiet ihre neuen Stellungen innerhalb des Reiches zu beziehen. Vorhandenes soll mit erweiterten Möglichkeiten fortgeführt, Neues geschaffen werden.

In der Kampfzeit waren Festspiele und festliche Kulturveranstaltungen zugleich auch Rundgebungen unseres Erhaltungswillens und Zeugnisse unserer deutschen Art. Ich denke da etwa an die Wallensteinfestspiele zu Eger, die auf geschichtlichem Boden den Ausdruck unseres Geschichtsbewußtseins und unseres Kampfesitzes mit dem Hochgut deutscher Kunst verbanden. Ich denke aber auch

an unsere großzügig geplanten Musikveranstaltungen, die zum Großteil dem tschechischen Verbot zum Opfer fielen. Solche geschichtliche Bestimmung ist uns ein wichtiges Stück der inneren Rüstung und Bereitschaft, aber kein Anlaß, darüber die neuen großen Aufgaben zu verträumen.

Durch die Planung der Musikfesttage hat die Stadt Görkau den Anspruch erhoben, für das Bergbauggebiet und das umliegende Bauernland am Rande der Erzgebirgslandschaft, zugleich für den Kranz unserer bedeutenden Erholungs- und Heilorte, der Musikpflege einen neuartigen Standort zu schaffen.

Diese Erzgebirgslandschaft war vor drei Jahren Zeuge bedeutsamer politischer Verhandlungen, die unserer Befreiung vorangingen. Damals haben die Sudetendeutschen in eindrucksvoller Weise ein einmütiges Bekenntnis zum gemeinsamen Vaterland und zum Führer aller Deutschen abgelegt. Jetzt soll für eine Woche edles Spiel und festlicher Reigen von unserer kulturellen Bereitschaft sprechen.

Es ist zu erhoffen und zu erwarten, daß die Musiktage auf Schloß Rothenhaus als festliche Veranstaltungen des Sudetenlandes vor allem auch die Bauern des umliegenden Landes und die Arbeiter des Bergbauggebietes zur Entspannung und Erholung hinführen und daß sie wie im ganzen Sudetenland so auch in den Nachbargauen und im ganzen Reich Namen und Geltung gewinnen.“

Ausgangspunkt für die Veranstaltung war wie gesagt die ungenützte natürliche Kulisse einer bezaubernden Landschaft. Von der Natur wölbt sich eine erhabene Brücke zur Musik. So ergab sich der Weg der Programmgestaltung von selbst. Da die Uraufführungen im Freien gedacht waren, wählte man den Charakter der Serenaden. Man knüpfte also bewußt an die alte Bindung zwischen Natur und Musik an. Ist die Oper aus dem Spiel unter freiem Himmel hervorgegangen, so hat das mächtige Walten der Natur unsere größten Meister in ihren Bann gezogen und sie zu musikalischer Gestaltung des gewaltigen Naturerlebnisses angeregt. Ein weiter Bogen spannt sich von Haydns „Jahreszeiten“ über Beethovens „Pastoralsymphonie“ und Schuberts „Nachtmusik“ bis zu Strauß' „Alpensymphonie“. Und Mozarts Serenaden und Symphonien sind musikalischer Ausdruck seines feinen Naturempfindens.

Der erste Abend der Rothenhauser Musiktage stand daher ganz im Zeichen Mozarts. Vor der großen Freitreppe des Schlosses war das Podium für das deutsche Philharmonische Orchester Prags aufgebaut. Als die ersten Schatten dieser warmen Julinacht gespenstig über die Wipfel der mächtigen Bäume huschten und die alten Schloßmauern allmählich in ihrem dunklen Mantel verschwinden ließen, da klangen die weichen Akkorde der Ouvertüre zur „Zauberflöte“ auf, als wollten sie die Zuhörer in eine andere Welt versetzen. Ihr folgte die soae-



Paul Pacschke: Marktplatz in Röslin

nannte Prager Symphonie, die Serenade Nr. 6 in D-dur und zum Abschluß die Jupiter-Symphonie in C-dur. Gleichsam als aufrauschender Höhepunkt des Abends, von dem sich wie der bunte Sternenregen eines blendenden Feuerwerkes die leichten Melodien und Motive in majestätischer Ruhe in das Dunkel der Nacht senkten, Generalmusikdirektor Keilberth konnte aus dem unbändigen Beifall der begeisterten Zuhörer ermaßen, was er ihnen durch den unsterblichen Meister geschenkt hat.

Dem heiteren Kind der Musik, dem Tanz, war der zweite Abend gewidmet, den in seiner künstlerischen Vollendung das Ballett der Berliner Staatsoper zeigte. Das Wetter bannte diese fröhlichen und anmutigen Geister in die alte Reitbahn und raubte so den feierlichen Rahmen zu ihren Darbietungen. „Den Höhepunkt des Abends bildete“, so beginnt ein Kunstbetrachter seinen am besten die gebotene Leistung würdigenden und die Stimmung des Abends einfangenden Bericht, „eine Ballettsuite von Max Regner, der Lissi Maudrit, die Staatstanzmeisterin der Berliner Oper, eine tänzerische Deutung in streng klassizistischer Linienführung gegeben hat. Technisch vollendeter Spitzentanz verband sich beglückend mit einem feinen Duft zartester Empfindung. Dem Auge boten sich unvergleichlich schöne Bilder, das behelmsmäßige einer Rotbühne war weg-

gewischt, wunderbar auch der musikalische Schwung des Deutschen Philharmonischen Orchesters Prag, das unter der auflockernden klaren Leitung Kapellmeisters Richard Jaeger stand. Wie prächtig hätte aber im Freien der festliche Reigen zu Gluckscher artadischer Musik gewirkt, wenn die selig entzückten Tänzer und Tänzerinnen aus den rauschenden Bäumen wie aus elydischen Gefilden herausgetreten wären? Volkstümliche Frische und bunte Bewegtheit statteten den Holschuhtanz aus, voll bezaubernder Nativität. Gruppen- und Massentänze in überlegener Gliederung und brillanter Technik brachten eine Tanzsuite von Verdi. Dieselbe überquellende Tanzkraft zeigte ein spanischer Tanz von Falla, erfüllt von einem schweren Wiegen und Gleiten, leidenschaftlichem Wirbeln, lodendem Werben und liebend sich findend. Der Abend schloß mit dem Kaiserwalzer als Feuerwerk verführerischer Anmut. Es waren tänzerische Kostbarkeiten, die in Rothenhaus geboten wurden, untermalt von einem Zauber der Töne und der Farbe, der von suggestiver Wirkung war. Das Publikum bereitete Staatstanzmeisterin Lissi Maudrit einen Schlusappell, wie er auf der von poetischer Stimmung umflossenen Schloßterrasse nicht hätte stärker sein können.“

Im gleichen natürlichen Rahmen brachte das Deutsche Orchester in seinem zweiten

Konzert meisterhaft die Symphonie in G-dur von Haydn, Schuberts „Unvollendete“ und Beethovens c-moll-Symphonie zum Vortrag. Ein zweiter Ballett-Abend wiederholte im Freien, was im geschlossenen Raum geboten worden war.

Das größte künstlerische Unternehmen des kleinen Städtchens ist gelungen. Der Grundstein für die kommenden Veranstaltungen ist gelegt. Er ruht zugleich als das große Erlebnis der Besucher der verklungenen Tage in ihrem Herzen. Die Musiker haben ihre

Geigen und Karinetten wieder eingepackt, die anmutigen Tänzerinnen haben ihre duftigen Kleidchen mit dem schicken Reisekostüm vertauscht. Mit ihnen haben die fremden Bewunderer ihrer Kunst das Städtchen verlassen. Für seine Bewohner aber hat ein verklärter Alltag wieder begonnen. In ihren Ohren klingen noch Mozarts unsterbliche Melodien. Vor ihren Augen flimmert noch die tänzerische Anmut. Es war sehr viel fürs erste.

Dr. Karl Biererbl.

## Eine Stadt wird deutsch

Posen, Anfang August.

Kutno hat ausgangs des Monats Juli sein Kreishaus eröffnet. Es ist das zweite Kreishaus in Posen, in dem alle Parteibüros untergebracht werden können. Es ist kein Neubau, sondern man hat unter dem Zwang der Kriegsverhältnisse sozusagen aus Altem Neues machen müssen. Das aus dem Umbau eines Häuserblockes entstandene Werk hat doch eine seinen Aufgaben entsprechende repräsentative Gestalt erhalten. Das ist für Kutno besonders wertvoll; denn die Stadt und der zu ihr gehörige Kreis ist das Gebiet des Wartegaus aus dem ehemals russisch-polnischen Landesteil, in dem am wenigsten deutsche Einflüsse zu verzeichnen waren. So war es für den Aufbau von Stadt und Land eine zwingende Notwendigkeit, ein Gebäude zu schaffen, das politisch und kulturell einen zentralen Mittelpunkt bildet und das in seiner Formgebung der neuen Zeit, die mit der Vernichtung der polnischen Armee im Raume um Kutno eingeleitet worden ist, einen nach außen hin sichtbaren Ausdruck verleiht. Wenn auch im Stadtbild von Kutno kaum deutsche Einflüsse zu erkennen sind, so sind sie doch vorhanden gewesen; denn von den mehrfachen deutschen Einwanderungswellen, die sich im Laufe der Jahrhunderte über das ehemalige russisch-polnische Land ergossen, ist auch Kutno berührt worden. Das zeigt sich in der rein deutschen Anlage von 17 Dörfern des Kreises; in Kutno selbst hat die deutsche Einwanderung in dem Bau der evangelischen Kirche einen nach außen hin sichtbaren Niederschlag gefunden. Die Überlieferung behauptet, daß auch der Name Kutno deutschen Ursprungs ist; er soll aus dem Namen eines deutschen Ritters von Kuttenberg abgeleitet worden sein, der hier an dem wichtigen Schnittpunkt der zwei Straßen von der Wolga zur Oder und von der Ostsee zum Schwarzen Meer eine Niederlassung mit einer Schmiede errichtet hatte, aus der sich dann die Stadt Kutno entwickelt hat. Das Schmiedesymbol im Wappen Kutnos erinnert an diese deutsche Niederlassung. Nach der dritten Teilung Polens hat die Stadt bis zum Jahre 1806 auch unter preussischer Verwaltung gestanden. In der kurzen Frist von

rund 10 Jahren konnte naturgemäß das preussische Regime sich nicht entfalten; es sind daher aus dieser Zeit keinerlei Spuren vorhanden. Daß man sich auf der polnischen Seite unter der preussischen Herrschaft sehr wohl gefühlt haben muß, geht aus der Aufzeichnung eines polnischen Chronisten jener Tage hervor, daß man die preussischen Beamten ungern habe scheiden sehen.

Auch von dem letzten deutschen Einwanderungszug, der im Jahre 1826 auf Betreiben der russischen Regierung zur Industrialisierung und zur Verbesserung der landwirtschaftlichen Verhältnisse in das ehemals russisch-polnische Gebiet gelockt worden war, hat Kutno Nutzen ziehen können. Von den eingewanderten Deutschen wurden Zichorien- und Textilfabriken errichtet. Die arbeitamen Deutschen gelangten schnell zu Wohlstand, und darin liegt im wesentlichen der Grund dafür, daß von ihrem Wirken wenig sichtbare Merkmale hinterlassen worden sind. Infolge der günstigen wirtschaftlichen Lage haben sich die Nachkommen sogenannten höheren Berufen zugewendet und sind durch Abwanderung nach Rußland verloren gegangen. Seine häßliche Wesensart hat Kutno durch das Überhandnehmen des jüdischen Elementes erhalten. Schon zur russischen Zeit wurde Kutno deswegen als eine Landplage bezeichnet. Unter der polnischen Herrschaft breitete sich das Judentum noch weiter aus; es wurde durch die Beherrschung des gesamten wirtschaftlichen Lebens auch zum bestimmenden Faktor für die Entwicklung der Stadt. So erklärt sich die für deutsche Begriffe unvorstellbare Verwahrlosung, in der die Stadt bei der Übernahme in die deutsche Verwaltung angetroffen wurde.

Nun befindet sich die Stadt fast zwei Jahre in deutscher Hand. Die Einladung zur Eröffnung des Kreishauses und die Teilnahme an einer Tagung des Führerkorps der Partei im Wartegau, mit der eine mehrmonatige Inspektionsreise des Gauleiters durch das Wartheland abgeschlossen wurde, gab die Gelegenheit zu einem Besuch der Stadt und zu einer Wertung der bisher geleisteten Aufbauarbeit. In vollem Umfange kann das Aufbauwerk in Kutno nur von dem ermessen werden,



der die Stadt noch zur polnischen Zeit gekannt hat und der weiß, mit welchen Schwierigkeiten die wenigen mit dem Aufbauwert betrauten Männer zu kämpfen hatten; denn sie hatten zu Beginn niemanden, der helfend hätte zur Seite stehen können. Ein volksdeutsches Element, auf das man sich hätte stützen können, war hier so gut wie nicht vorhanden. Die später hereingeholten deutschen Rückfiedler waren zunächst selbst dringend hilfsbedürftig. Was bisher geschaffen worden ist, kann sich unter Berücksichtigung der gegebenen Verhältnisse durchaus sehen lassen. Das Stadtbild mit seinen breiten Straßen und Plätzen, die meistens von eingeschößigen Häusern, vielfach aus Holz gerichtet, umsäumt werden, berührt den Besucher aus dem Altreich auf den ersten Augenblick noch immer fremdartig. Aber die Wesensart der Stadt hat sich doch grundlegend gewandelt. Aus den Straßen ist der Unrat der polnischen Zeit verschwunden; für das Deutschtum der Stadt ist aus einem alten Adelsitz eine gemütliche deutsche Heimstätte geschaffen worden; in den das Heim umgehenden alten Park ist ein idyllischer Aufmarschplatz verlegt worden; ein neues Hotel mit deutscher Sauberkeit ist errichtet worden und ein Kino entstanden. Das sind die sofort in die Augen springenden äußeren Merkmale vom Neuwerden der Stadt. Noch deutlicher prägt sich die Neuordnung in dem Verschwinden der Juden aus dem Straßenbild aus, nachdem ihnen ein gesonderter Wohnbezirk am Stadtrand zugewiesen worden ist. Gegenüber einem Besuch vor einem Jahr zeigt sich im öffentlichen Leben eine starke Zunahme des Deutschtums nicht nur als Folge der Einweisung von deutschen Rückfiedlern, sondern auch durch eine erhöhte Zu-

wanderung aus den Altreichsgebieten; man erkennt das schon an den Dialekten, die deutlich die Herkunft aufweisen. Hinter dieser erfreulichen Erscheinung verbirgt sich eine Fülle von Arbeit; denn für das einfrörende Deutschtum mußten entsprechende Wohnungen bereitgestellt und hergerichtet werden; und für die Kinder mußten Schulgelegenheiten sicher gestellt werden. Es muß als eine anerkennenswerte Tatsache gewertet werden, daß es auch in diesem Kreise trotz aller Schwierigkeiten, die der Mangel an Lehrkräften und die Beschaffung der nötigen Schulräume bereitete, gelungen ist, im gesamten Kreisgebiet alle deutschen Kinder einzuschulen. Die Schullehrerinnen des BDM. haben dabei wertvolle Hilfe geleistet.

Wirkt das äußere Bild Kutnos hier und da auch noch fremdartig, so ist das Leben der Stadt doch heute schon voll von deutschem Geiste durchdrungen. So ist Kutno keine fremde Stadt mehr. Sie darf es auch nicht sein; denn ihr Name ist unauslöschbar in das Buch der deutschen Geschichte eingetragen. Mit dem großen deutschen Sieg in der Einkreisungsschlacht um Kutno, ist im gewissen Sinne der Ausbruch im europäischen Osten eingeleitet worden. Das deutsche Blut, das hier im Kampfe um die Freiheit Deutschlands und Europas geflossen ist, verbindet Kutno und sein Gebiet für alle Zeiten mit dem deutschen Schicksal. Die symbolhafte Bedeutung, die der Name Kutno für den Anbruch einer neuen Zeit hat, soll seinen sichtbaren Ausdruck in einem großen Mahnmahl finden, an dem im September eines jeden Jahres die Hitlerjugend aus allen Gauegebieten zu einer Feiernstunde zusammentrifft.

R. Schimmig.

## Prager Theaterleben

Reichenberg, Anfang August 1941.

Noch haben die deutschen Theater des alten hunderttürmigen Prags ihre Pforten geschlossen, aber auf und hinter den Bühnen werden alle Vorbereitungen getroffen für die neue Spielzeit. Was im vergangenen Jahr noch Plan war, soll im neuen Erfüllung werden und das Erreichte soll in der neuen Spielzeit weiter ausgebaut werden. Der Generalintendant der deutschen Theater des Protektorates, Oskar Walleck, hat seinen Spielplan der Öffentlichkeit vorgelegt. Beste dramatische Kunst der Weltliteratur soll über die Prager Bühnen gehen. Hinter den Künstlern der Vergangenheit werden die Künstler der Gegenwart nicht zurückbleiben. Der 80. Geburtstag Gerhart Hauptmanns wird anlässlich einer Dichterwoche, in der u. a. „Hanneles Himmelfahrt“, „Schlund und Jau“, „Michael Kramer“ und die selten gespielte „Iphigenie in Delphi“ aufgeführt werden, begangen. Es ist nicht der Rahmen

dieses Aufsatzes, die neuen Einstudierungen von Bühnenwerken aufzuzählen. Jedenfalls verrät die Planung den entschlossenen Willen zu ernster künstlerischer Gestaltung.

Auch das Prager deutsche Konzertleben wird in der kommenden Saison neue Überraschungen erleben und musikalische Genüsse bieten. Das Deutsche Philharmonische Orchester unter der Leitung seines Dirigenten, Generalmusikdirektor Joseph Reilberth, plant 10 Konzerte mit Werken von Richard Wagner, Anton Bruckner, Karl Michael Komma, Brahms, Beethoven, Schubert, Sutermeister, Bach, Pfitzner, Schumann, Respighi, Popandopulo, Tschaikowskij, Weismann, Richard Strauß, Hugo Wolf, Berlioz, Trapp, Casella, Reger, Mozart, Haydn, Janacek, Weber und Dvorak. Zahlreiche bekannte Solisten wurden verpflichtet.

So sieht das Prager Theater- und Konzertleben alte Traditionen fort. Es lohnt sich, einen flüchtigen Spaziergang durch das

Theaterleben der alten deutschen Reichshauptstadt in der Vergangenheit zu machen.

Seit jener eigenartigen Doppelhochzeit der Weltgeschichte, durch die mit päpstlicher Zustimmung der kaiserliche Großvater Maximilian für sein Enkelkind mit dem zehnjährigen Böhmerlein des Böhmenkönigs zum Schein vermählt wird und sein junger neunjähriger Schwager eine nicht viel ältere Enkelin angetraut erhielt, rebellierten die Großen Böhmens. Sie wollten nicht zulassen, daß durch ein kaiserliches Brautbett die staatliche Souveränität ihres Landes verlorengehen sollte. Mit offener Ablehnung empfangen sie daher den neuen König von Böhmen aus dem Erzhaus Habsburg. So begann fast durch ein Jahrhundert ein Kampf zwischen der böhmischen Adelsmacht und der kaiserlichen Zentralgewalt. Je mehr sich die Habsburger auf ihre katholische Tradition besannen, desto offenkundiger wurde die Hineigung der böhmischen Großen zu den protestantischen Reichsfürsten. Und als sie sich noch nach dem Tode des Kaisers Matthias unbekümmert um das Erbfolgegeßetz der Habsburger sich den Calviner Friedrich von der Pfalz zum König erkürten, war aus dem Machtkampf in den Augen des Kaisers offene Rebellion geworden. Er rückte mit den vom Weltkatholizismus finanzierten Heeren gegen Prag vor. In wenigen Stunden entschied sich auf dem Weißen Berg das Schicksal des Pfälzers. Aber nicht nur das seine. Der Kampf zwischen Prag und Wien war zu Gunsten der kaiserlichen Zentralgewalt beendet. Rom triumphtierte über Wittenberg. Während des Kaisers Hender die aufständische Adelsmacht brachen, machten des Papstes getreuen Diener mit Hilfe von Landsknechten die fromme Bevölkerung katholisch. Ein romgläubiger und kaisertreuer Adel zog in die verlassenen Schlösser ein. Das Volk füllte die katholischen Kirchen, um in den Wäldern umso unauffälliger den lutherischen Predikanten lauschen zu können. So wurde aus dem Prager Blutgericht das barocke Zeitalter Böhmens geboren, in dem Adel und Klerus wetteiferten, durch pompöse Glanzentfaltung das irdische Elend der robotenden Bauern und verarmten Bürger zu überstrahlen. Aus Rebellen waren Höllinge geworden, die an den Lichtern der Wiener Hofburg die Kerzen für ihre böhmischen Schlösser entzündeten und in ihnen im kleinen nachahmten, was sie am großen Hof des Kaisers sahen. Was sich draußen im Lande in bunter Vielfalt entwickelte, erlebte in Prag seinen Brennpunkt, aus dem die lodende Flamme aufstieg, die ihren Schein bis in unsere Zeit warf. In ihrer Wärme blühte die Kunst.

Was sich durch kirchlichen Weihrauch nicht einnebeln ließ, sollte durch äußere Prachtentfaltung geblendet werden. Die Jesuiten verstanden es ausgezeichnet, an die im Volke wirkenden Kräfte anzuknüpfen. Hatte man ihnen sonst alles genommen, das Lied auf den Lippen mußte man ihm lassen. Was die

Jesuiten und „Böhmischen Brüder“ zu Ehre Gottes gesungen hatten, sammelten die Jesuiten Steyer und Bogan. Und der Graf Spord ließ die Lieder drucken. Als 1664 im Klementinum in Prag von Jesuitenjünglingen die Tragödie „Maria Stuart“ aufgeführt wurde, erklangen in diesem Rahmen zugleich alte Jesuitenlieder mit instrumentaler Begleitung. Diese Art des Schauspiels gefiel und öffnete der italienischen Oper den Weg nach Prag. Die Konzertsäle des Adels waren die Pflegestätten weltlicher Musik. Ihre Klänge vermischten sich ebenfalls mit den weltlichen Schauspielen und förderten den Einzug der fremden Oper.

Der Prager Erzbischof, der den aus Sachsen kommenden Seiltänzer- und Komödiantentruppen das öffentliche Auftreten auf dem Prager Ring verbietet, konnte damit die zunehmende Verweltlichung des Theaters nicht verhindern. Die Heiligen müssen von der Bühne abtreten. Die lustige Person in deutscher, englischer und italienischer Prägung erfreute nun die Menschen. Das Haus zum „Schwarzen Löwen“ auf der Kleinseite, das „Alte Gericht“ und das Haus „Bei den Kronen“ in der Altstadt u. a. mehr werden zu Spielhäusern des Bürgertums. Hier wechselten die Banden und mit ihnen die Stücke. 1703 wird mit Unterstützung der bekannten Adelsorchester von Johann Friedrich Sartorio die Oper „La Reta di Vulcano“ aufgeführt. Der Beifall der adeligen Zuhörer war groß. Aber Sartorio konnte sich trotzdem nicht durchsetzen. Von Dresden aus gab nach ihm der königliche Hofkapellmeister Antonio Lotti Gastspiele. So wurde allmählich der Boden für ein großes musikalisches Ereignis anlässlich der Krönung Karls VI. zum böhmischen König vorbereitet. Auf den Wahlpruch des Königs „Constanza e fermezza“ komponierte der Wiener Johann Josef Fux die Krönungsoper. Im Prager Burggarten in der prächtigsten Szenerie aus Natur und Stein war die Bühne errichtet. Alle bekannten Beleuchtungskünste der Zeit flammten auf. Die besten Künstler waren verpflichtet und was in Europa als Künstler oder Kunstfreund Rang und Namen hatte, war neben den hohen Fürstlichkeiten als Zuschauer erschienen. Es war ein Triumphfest weltlicher Opernkunst, von dem man auf dem ganzen Kontinent sprach. Prag erhielt gleichsam zur Erinnerung an dieses Fest vom Grafen Spord in der heutigen Hybernergasse ein Operntheater, in dem Antonio Denzio mit seiner Truppe gastierte. Aber noch konnte es sich nicht selbständig erhalten. Es war noch immer von der Gunst seines adeligen Stiflers abhängig. Da schritt der Magistrat der Altstadt zur Errichtung eines eigenen öffentlichen Theaters auf dem Rothenmarkt. Das war kein leichtes Beginnen. In der Nähe des Theaters stand ein Kloster. Seine frommen Insassen fühlten sich in ihrer Beschaulichkeit und Sittlichkeit bedroht. Aufgeputzte Bürger fürchteten Feuergefahr. Trotzdem, das Theater blieb.



Karl Kunz: Winterliches Dorf in Ostpreußen



Es wechselten nur die Pächter und mit ihnen die Kunstgattungen. Italienern folgen Deutsche, Deutschen wieder Italiener. Auch die Neuberin spielt mit ihrer Truppe für kurze Zeit in Prag. Im Jahre 1750 erklingt unter Locatelli Glucks Oper „Ezio“ — die erste deutsche Oper. Andere Werke von ihm folgten nach. Dazwischen zogen Pöffen und Schwänke über die Bühne. Derbe Späße fanden ein wohlgefälligeres Ohr als die kunstvollen Opern. An diesem Wandel haben auch die Kriege mitgewirkt, die Prag nicht unberührt ließen. Von Wien aus wurde für das Nationalschauspiel auch in Prag Breche geschlagen. Der Universitätsprofessor Seibt aus Leipzig, der als erster weltlicher Gelehrter auf der Prager Universität die Lehrkanzel für die schönen Künste inne hatte, übte großen Einfluß auf die Programmgestaltung: Molière, Diderot, Voltaire, Shakespeare u. a. werden aufgeführt. 1772 ging Lessings Jugendwerk „Der Schatz“ über die Bühne. Dazwischen kam die deutsche Operette zur Geltung. Zum erstenmal wurde im Kohentheater auch in tschechischer Sprache gespielt. Das Lustspiel „Herzog Michel“ erschien als „Kniže Honzík“. Aber die Aufführung wurde zum Fiasko. Die Schauspieler konnten nicht tschechisch. Die tschechischen Zuschauer fühlten sich verhöhnt und verließen das Theater. So waren es nicht allein finanzielle Schwierigkeiten, die einen ständigen Wechsel in der Theaterleitung auslösten.

Da vollzog sich im Prager Theaterleben ein bedeutungsvoller Wandel, der durch das Auftreten des theaterbesessenen Franz Robert Graf Nostiz Riened ausgelöst wird. Er setzt den Bau eines neuen Theatergebäudes durch, das zwischen dem heutigen Kobl- und Obstmarkt errichtet wurde und bis heute in Betrieb ist. Am 23. April 1783 wird mit Lessings „Emilia Galotti“ der neue Musentempel feierlich eingeweiht. Andere Werke Lessings folgen. Und als in Leisewitz's „Julius von Tarent“ ein Erzbischof und viele Nonnen in echten kirchlichen Gewändern auftraten, hatte Prag für Wochen einen sensationellen Gesprächsstoff. Dem neuen Kunstschöne entsprachen nicht immer die Aufführungen. Das Theater am Kohenmarkt wurde ebenso weitergeführt wie die Bühne des Grafen Thun. Für kurze Zeit erlebte die italienische Oper eine zweite Blüte. Am 20. Januar 1775 wurde im neuen Nostiz-Theater zum erstenmal ein tschechisches Schauspiel von tschechisch sprechenden Künstlern gegeben. Mit diesem Erfolg gaben sich aber die tschechischen Patrioten nicht zufrieden. Sie errichteten am Koblmarkt ein eigenes Theater, das bald durch einen Besuch des Kaisers Josef II. ausgezeichnet wurde.

Mittelpunkt des Prager Musiklebens wurde damals der Pianist Franz Duschek, der einen ungewöhnlichen Aufstiege hinter sich hat. Er ist der Sohn leibeigener Bauern. Graf Spord entdeckte die Veranlagung des Jungen. Nach seiner Ausbildung und zahlreichen Konzertreisen ließ er sich in Prag

nieder. Sein Haus wurde Treffpunkt des kunstliebenden Adels und Bürgertums. Auf Duscheks Veranlassung unternahm Mozart seine romantische Reise nach Prag. Im Jahre 1786 wurde von Bondini Mozarts „Figaros Hochzeit“ aufgeführt. Die Prager riefen nach dem Meister. Wenige Monate später kam er zu einem Ball des Grafen Thun und wurde von den Gästen des Abends umschwärmt. Unbeschreiblicher Jubel rauschte auf. Damals fiel Mozarts Wort: „Meine Prager verstehen mich...“ Andere Werke wurden aufgeführt. Im gleichen Jahre erlebte Schillers „Don Carlos“ seine Prager Uraufführung.

Das tschechische Theater auf dem Koblmarkt entwickelte sich zum tschechischen Nationaltheater. Stücke, die Epochen tschechischer Geschichte verherrlichten, wurden aufgeführt und fanden den Beifall des tschechischen Volkes, aber auch die Unterstützung des deutschen Adels und Bürgertums.

Auf diese Entwicklung des Prager Theaterlebens fielen die Licht- und Schattenseiten der Napoleonischen Kriege. Die Begeisterung dieser Tage fand ihren Niederschlag in der Aufführung patriotischer Stücke, die die Taten der Erzherzöge Carl und Johann feierten. Und als die unruhige Kriegszeit abgelöst wurde von der erzwungenen Beschaulichkeit des Biedermeiers, da tanzten auf den Prager Bühnen die geistigen Kinder des böhmischen Landespatriotismus, der aus Deutschen und Tschechen — Böhmen machen wollte. August Stöger, der deutsche Direktor des Ständetheaters des Grafen Nostiz, förderte in seinem Theater in der Kofengasse die Entwicklung zum tschechischen Nationaltheater. In den Jahren vor der Revolution des Bürgertums entfielen die Pläne, ihm in einem Neubau am Moldauka eine repräsentative Heimstätte zu schaffen, obwohl das tschechische Publikum kaum die Vorstellungen seiner Künstler im Ständetheater füllte.

Die Revolutionsideen des „tollen Jahres“ hatten den böhmischen Landespatriotismus gesprengt. Deutsche und Tschechen gerieten gegeneinander in Front. Die Auswirkungen zeigten sich auch im Theaterleben. Die Tschechen förderten nun ihr eigenes Nationaltheater. Nach manchen Irrwegen, die sie in diesem Streben gegangen waren, erreichten sie 1868 die feierliche Grundsteinlegung für den Theaterneubau am Moldauka. Sie gestaltete sich zu einem tschechischen Nationalfest. Mit einer Festaufführung von Smetanas „Libuša“ wurde das tschechische Nationaltheater eingeweiht. Und als dieser Bau nach wenigen Aufführungen ausbrannte, ermöglichte tschechische Opferfreudigkeit und übrigens auch deutsche Geldspenden seine Wiederherstellung in kurzer Frist. Smetana erlebte die neue Heimstatt seiner Werke nicht mehr. Und Dvorzak fand spät erst wieder über Amerika in seine Heimat zurück.

Aus dem Nostiztheater ist über das Stände- ein Landestheater für Deutsche und Tschechen geworden. Und vereinigten sich bei

einer Wagner-Festwoche und anlässlich des hundertsten Geburtstages Schillers noch einmal die Deutschen und die Tschechen zu gemeinsamer Feier, so förderten die Deutschen gleich den Tschechen ihr eigenes Theater. Am 5. Januar 1888 wird es als „Neues Deutsches Theater“ eröffnet. Aber es war es bald nur mehr dem Namen nach. Jüdische Geschmacksrichtung begann zu dominieren und entwertete alle Aufführungen. Besonders nach dem Weltkrieg wandelte es sich rasch zu einer Hochburg jüdischen Geistes. Durch die Überführung des Landestheaters in tschechi-

schen Besitz hatte das echte deutsche Theaterleben jede Heimstätte verloren. Auch auf den tschechischen Bühnen machte sich jüdischer Einfluß geltend. Nach dem Abschluß der tschechischen Militärbündnisse mit Moskau wurden die Prager Bühnen ganz oder teilweise zur Arena für die bolschewistische Propaganda\*).

Nun ist ein neue Epoche im Prager Theaterleben angebrochen. Vergangenes Unrecht an der deutschen Kunst ist wieder gutgemacht. Im Glanze deutschen Geisteslebens blüht auch die tschechische Volkskunst.

Dr. Karl Biererbl.

## Königsberger Musikkultur

Königsberg, im August 1941.

Den notwendigen Zusammenhang mit dem Musikleben im Reich hält Königsberg durch seine Solistenkonzerte aufrecht. Die „Künstlerkonzerte“, die von RbF. betreuten „Meisterkonzerte“, führten auch im letzten Winter eine Reihe der ersten Kräfte Deutschlands, Italiens und Spaniens in die Hauptstadt Ostpreußens und wiesen damit dem künstlerischen Urteil den höchsten Maßstab. Wie stets, ruhte auf diesen Veranstaltungen der hellste Glanz. Dennoch sagen sie über Königsbergs Musikkultur nicht eigentlich Wesentliches aus. Kulenkamp, Elly Ney, Knappertzbusch sind nicht ausschlaggebend für den Stand des Musiklebens einer Stadt, sondern Deutschlands, oder vielmehr Europas. Königsberg als Musikstadt gibt sich in Wahrheit nach den vorwiegend mit eigenen Kräften beschrittenen Abenden zu erkennen.

Als ruhender Pol in der Flucht der Konzerte müssen da die „Städtischen Sinfoniekonzerte“ gelten. Staatskapellmeister Reuß hat sich den Umstand, allein für ihre Programmgestaltung verantwortlich zu sein, in der glücklichsten Weise zunutze gemacht. Einem städtischen Musikbeauftragten fällt auch eine erzieherische Aufgabe zu. Herr Reuß hat diese in vorbildlicher Weise in einer Vortragsfolge gelöst, die in ungewöhnlicher Ausgewogenheit an jedem Abend ein Werk der Klassik oder Romantik mit dem eines zeitgenössischen Komponisten verband. Nur wer die Beharrlichkeit des ostpreussischen Publikums kennt, kann die Bedeutung dieser Tat ermessen. Die Gefahr, in den offiziellen Konzerten von einer Weiterentwicklung des kompositorischen Schaffens in Deutschland allzu wenig zu erfahren, scheint gebannt. Von der aus dem Bauwillen strömenden Frescobaldi Passacagli und Fuge Höllers bis zu den in ihrem musikalischen Angestimm bis zum Burlesken gehenden „Georgita“ von Cg legte Reuß die Weiträumigkeit moderner Kompositionen dar.

Geht man in der Erinnerung den letzten musikalischen Winter in unserer Stadt durch, so fällt auf, einen wie breiten Raum der Zahl und dem Gewicht nach die Vesper-

musiken in der Lbberichtschen, Tragheimer und Maranenhöfer Kirche und im Dom einnahmen. Das ist bezeichnend für das neu aufgehende Musikgefühl. Die Jugend in HJ. und BDM. hat es laut ausgesprochen, daß sie nach Bindungen in der Musik sucht, die die Tonkunst über ihren ästhetischen Zweck hinaus in einer Art führt, die die innere Haltung des Menschen entscheidend beeinflusst. Auch künstlerisch sehr gelungene Veranstaltungen des BDM., der Reichsmusikkammer und des von Ludwiga Pogner betreuten Hausmusikkreises des Rundfunks haben gezeigt, wie weit Deutschland mit neuen Kompositionen auf diesem Wege schon fortgeschritten ist. Zugleich ist aber auch gerade der Jugend das Barock zu einem neuen Erlebnis geworden. Sie, die dem kirchlichen Leben so kritisch gegenübersteht, hat in der geistlichen Musik dieser Epoche ein Ideal entdeckt, das ihren Bestrebungen zu entsprechen scheint. Mit feinstem Instinkt erkannte sie nicht zuletzt auch als Studierende in den musikwissenschaftlichen Seminaren und Collegia musica der Hochschulen den überkonfessionellen Gehalt in den Werken Bachs und seiner Vorgänger und Nachfahren, der als immer gültige deutsche Frömmigkeit und Imbrunst durch die dogmatische Hülle hindurchleuchtet. Es bedurfte hier nur sachmännischer Vorarbeit, die die konzertmäßige Hochglanzpolitur, die sich das Barock lange in unseren Konzertsälen gefallen lassen mußte, fortrieb. In Königsberg waren und sind es vor allem die von Professor Engel mit höchster Sachkenntnis geleiteten Veranstaltungen der Collegia musica der Universität, die hier die Richtung weisen, die von vielen unserer Organisten dann in der Praxis weiterverfolgt wird. Und jeder wird zugeben, daß diese geistliche Musik in der geheiligten Geborgenheit des Kirchenraumes auch dem immer am schönsten aufgehen wird, der in ihr stärker den nationalen als den religiösen Gehalt sucht. Diese Aufführungen verdienen aber schon darum rühmende Erwähnung, weil sie sich stets bemühten, den Tonleib möglichst in originaler Gestalt in Auferstehung zu bringen. Kleine

\*) Grundlage für diesen geschichtlichen Rückblick bildete das Werk Oskar Schürers: „Prag“.

Chöre, in denen sich das polyphone Gewebe nicht verunklären kann, kleine Orchester, die den typisch-deutschen Bläserklang vorherrschend lassen, verständlich eingesezte Orgel, Cembalo und Gamben sind hier selbstverständlich. So wurde Burtehudes „Jüngstes Gericht“ mit all seiner düster-fordernden Macht unter Paul Ewert zu einem wahrhaft erschütternden Erlebnis, wie der Domorganist Wilhelm Durch eine stilgerechte Gestaltung der Schütschen Matthäus-Passion ein neues helles Licht auf die aufwühlende Aussagekraft deutscher religiöser Kunst fallen ließ. Wie gesund, wie lebensnah dieses sich auf Gelehrtenforschung stützende Musizieren ist, geht schon daraus hervor, daß die ihm ergebene Kreise förmlich von selbst den Zugang zu neuer und neuester Musik finden. So sang der Bach-Verein unter Traugott Fedtke, dem wir eine auf polyphone Lebendigkeit gestellte Matthäus-Passion verdanken, ganz selbstverständlich Kodaly und Bartók; die Organisten Michel und Krest haben Reger, der im Konzertleben Königsbergs sonst immer noch ein hartes Problem ist, geradezu zu ihrem Hauskomponisten gemacht; im Dom gab es an einem Abend nur zeitgenössische Musik, darunter zwei mit musikalischer Kraft geladene und mit in persönlichstem Ringen erkämpfter Religiosität erfüllte Motetten des Ostpreußen Otto Weich, und der Schubert-Verein erzielte unter Heinz von Schumann mit Haas' „Lebensbuch Gottes“ und Kantaten von Kurt Thomas und Karl Marx schöne Erfolge. Wie wenig museal die Tätigkeit der Musikwissenschaft sein will, erzieht man aus der Tatsache, daß Professor Engel unter Assistenz von Professor Margarete Schuchmann Kurt Thomas, Armin Knab, Walter Rein, Pepping und Hermann Schröder zur Aufführung brachte. Helmuth Weiß, diesem Kreise angehörend, läßt der Gebrauchsmusik erfolgreiche Pflege ange-deihen. Aus seiner Feder hörte man bei der Kant-Feier die Einzugsmusik für den Lehrkörper der Universität, die mit festlichem Trompetengeschmetter einer alten Idee neue Form gibt. Vielleicht hat diese neue Musikhaltung gerade in Königsberg so schnell Gegenliebe gefunden, weil sie in ihrer besonderen Intimität bei aller Sachlichkeit eine gewisse Herzwärme ausstrahlt, die bis zu dieser Traulichkeit gehen kann, die das Kennzeichen in den Bedürfnissen des Menschen im Osten ist. Schon einmal ist dieser Ton im Musikleben Königsbergs laut geworden: Als Heinrich Albert seine Arien und Lieder „zur Andacht, guten Sitten, keuscher Liebe etc.“ in der „Kürbislaube“ abmusizierte. Es ist der Klang, der wahrscheinlich am ehesten sich dazu eignet, einen möglichst großen Teil unseres Volkes musikalisch zu interessieren und zu befriedigen. Wie stark er sich bereits durchgesetzt hat, beweist die Entwicklung, die die „Vereinigte Sing- und Musikalische Akademie“ nimmt. Dieser zahlenmäßig große Verein von hoher stimmlicher Begabung und Kultur, pflegt unter Hugo Hartung betont

die großartige Tradition romantischen Konzertideals, was etwa die eindrucksvolle Ausführung der Johannis-Passion bewies. Aber auch er findet zu gehalteneren Tönen. Ein aus ihm hervoragender Kammerchor sang alte und neue Liedsätze und mit einer auf Weite gestimmten Aufführung des „Feldherrn“ von Händel stieß Hartung erfolgreich in die Regionen der ausgesprochen volksmäßigen Wirkung vor.

Eine besondere Rolle in unserem Musikleben spielt natürlich die Oper. Ihre leistungsfähige Arbeit wird durch zwei bedeutsame Momente bestimmt. Neben der steten Verbesserung des Sängersenmbles waren die Bemühungen des Intendanten Spilcker vor allem darauf gerichtet, das Orchester auf eine Stärke zu bringen, die es gestattet, auch die in dieser Hinsicht anspruchsvollsten Werke in originaler Besetzung zu spielen. Trotz der Ungunst der Zeit ist vorerst so viel erreicht worden, daß die in besonderen Fällen gebrauchten Auffüllungskräfte auch wirklich zur Verfügung stehen, so daß die Aufführungen Wagners etwa dem Ziele der Vollkommenheit erheblich näher rücken konnten. Von nicht minderer Bedeutung war das Engagement des Regisseurs Günther Rennert. Im Verein mit dem Intendanten und Helmuth Fisser ließ er dem Ensemblepiel im Sinne des singenden Schauspielers die größte Pflege angedeihen. Die stets angestrebte natürliche Lebhaftigkeit der Bewegung, hinein komponiert in ein meist durch Treppen und Stufen aufgeteiltes Bühnenbild, kam vor allem dem Musikdrama zugute. Da wir außerdem in Staatskapellmeister Reuß einen vortrefflichen Anwalt Wagners und der mit diesem verbundenen Richtung besitzen, so gab es Aufführungen von „Die Meistersinger“, „Tristan“ und „Electra“ von höchstem festlichen Glanz, die auch auf den berühmtesten Bühnen mit Ehren bestanden hätten. Mit besonderer Liebe hatte Herr Spilcker die „Meistersinger“ betreut; hatte doch dazu kein Geringerer als Praetorius die Bühnenbilder und die Ausstattung geschaffen. Romanus Hubertus zeichnete musikalisch für eine sehr feine und temperamentvolle Gestaltung von „Ein Maskenball“ und „Die Nacht des Schicksals“. Zu den Höhepunkten der Spielzeit gehörte zweifellos seine Aufführung von Eutermeisters „Romeo und Julia“. Das Werk ist ein Prüfstein auf die Fähigkeiten einer Opernbühne. Seine eigentümlich stilisierte Haltung, die Durchsichtigkeit der Partitur, die Tatsache, daß es noch nicht auf einen bestimmten Stil festgelegt ist, erfordern Künstler von selbständigem Denken und Empfinden. Dr. Rennert und Herr Hubertus entsprechen diesen Anforderungen in hohem Maße und konnten daher mit einem schönstimmigen Sängersenbale in den stimmungs-vollen Bühnenbildern von Professor Mahnke die Oper zu einer so abgerundeten und eindrucksvollen Darstellung bringen, daß man sie darum allein schon im nächsten Winter wieder hören möchte. Dr. Lina Jung.

## „Die große Heimkehr“

Ein neues Buch aus dem Erlebnis des Generalgouvernements

Krakau, Anfang August 1941.

Der dienstliche Einsatz im Generalgouvernement hat uns eine Fülle von Erlebnissen vermittelt. Zu den stärksten gehören jene der Ansiedlung mitten im härtesten Winter des Jahres 1939. Damals mündete an der Grenze unseres östlichsten Distriktes Tred um Tred der großen Heimkehr der Deutschen aus Wolhynien und Galizien in den Schutz des Großdeutschen Reiches ein. An den Grenzbrüden des Bug boten sich uns unvergeßliche Szenen der Dankbarkeit. Alle waren sie dem Ruf des Führers gefolgt, der sie vor sorgfältig heimholte, diese deutschen Pioniere des Ostens seit Generationen, damit sie in der Stunde der großen Entscheidung nicht der Mordwillkür der Bolschewiken ausgehebt sein sollten. Diese Stunde ist inzwischen her eingebrochen; die Entwicklung der Geschichte hat der weitschauenden Politik des Führers wieder recht gegeben. Gehorchten sie damals mehr der Stimme ihres Herzens, heute wissen sie, daß sie vor einem grauenvollen Schicksal bewahrt geblieben sind. Wenn sie sich in diesen Tagen ihrer glücklichen Heimfahrt durch Schnee, Eis und Nebel erinnern, so möchten sie dem Führer um so innigeren Dank bekennen.

Ein Berufener hat versucht, diese Erimierung an jene große Heimkehr in dichterische Form zu bringen. Karl Göb, dessen Werke „Brüder über dem Meer“ und „Das Kinderschiff“ in den Jahren 1934 und 1939 mit dem Volksdeutschen Schrifttumspreis der Stadt der Auslandsdeutschen ausgezeichnet worden sind, schildert in der Reihe der Erlebnisbücher und Tatsachenromane „Lebendige Welt“ des Stuttgarter Verlages J. Engelhorn's Nachf. Adolf Spemann aus der Blut eines begeisterten Herzens die Geschichte eines jungen Menschen, Michael mit Namen, eines Pferdeknechtes, der wie viele tausend andere, wie alle die deutschen Kolonisten in den fernen Dörfern Wolhyniens und Galiziens alles dahinten gelassen hat und mit seiner Fuhrer dahintergebrochen ist, mitten im Verriege und mitten im ärgsten Winter, dem Lande seiner Väter entgegen, das ihn und alle die anderen gerufen hatte, damit sie daheim wären, sie und ihre Kinder, bis in die fernsten Zeiten. Karl Göb bemerkt schlicht, daß die Geschichte nicht anders ist, als er sie von den Leuten des betreffenden Dorfes in den Lagern am Bug, wo sie nach vielen Tagen und Nächten größter Strapazen die erste längere Rast gehalten haben, auf dem langen weiteren Wege, auf dem er unter ihnen, unter ihren Pferden und ihren hochbeladenen Fuhrern blieb, erfahren hat.

Fürwahr, hier bedurfte es keiner ausgestaltenden Phantasie mehr, es sprach die Erlebnisfülle für sich selbst. Karl Göb hat sie aus dem übertollen Herzen in das fließende

Wort der Dichtung übertragen und aus eigenem nur den Klang und die Kraft dichterischer Prägung hinzugegeben. Das ist in seiner begrenzten Fassung dennoch viel, mehr, als manch anderer an seiner Stelle versucht gewesen wäre überschwenglich beizusteuern. Karl Göb bleibt schlicht im Ausdruck und in den Bildern, einfach, wie es die Menschen sind, denen dieses Werk gewidmet ist. Er bekennet selbst, daß man die tiefsten und schönsten Dinge in den Herzen der Menschen schwerlich richtig beschreiben kann. Wenn sie auch nur Söhne eines schwerblütigen und wortkargen, eines fast vergessenen Bauernvolkes waren, wenn den Jüngeren von ihnen das Lesen und Schreiben auch fremde und schwere Künste waren: in ihren inwendigsten Herzkammern lagen größere Schätze verborgen, als die meisten ahnen mochten, und sie verspürten ein jedes Glück glückseliger und einen jeden Kummer kummervoller als alle die, die sie gering achteten.

Der Schilderung von Karl Göb ist Wort für Wort anzumerken, daß das Erlebnis Tausender mitschwingt. Er hat es vielfältig immer wieder neu aufgenommen und zu einem bekenntnisvollen Ganzen zusammengeschweißt. Es reicht sich an die Drangsal die Hoffnung, an die Enttäuschung die Zuversicht, an die Verzweiflung die neugestärkte Kraft des Glaubens, an den Niedergang der Aufbruch, an die Strapazen des Trecks der Sieges des Willens, der nur ein Ziel kennt, die Heimat.

Der Schnee knirschte, die Fuhrer ächzten. Alle Dinge klangen und klirrten im Frost. Die Pferde, diese guten Pferde, gingen ihren gleichmäßigen Schritt, mit hängenden, nickenden Köpfen. Die Fuhrleute gingen fast im Schläse, in ihre Mäntel versunken, leicht nach vorn gebeugt, die Füße mit den schweren Stiefeln auf dem unsicheren Wege schwer am Boden nach sich ziehend, Schritt für Schritt, einen nach dem andern. Sie dachten nicht mehr viel. An die Pferde dann und wann und an den Bug. An den Bug! An die Grenze, ans Vaterland!

Vaterland! Wer hat deinen Namen jemals mit größerer Ehrfurcht genannt? Wer hat dich vor diesen, die mit ihren Fuhrern durch das vereiste Land zogen, Schritt für Schritt, tage- und nächte- und tage- und nächtelang, jemals inniger im Herzen getragen? Wem gab er wie ihnen in der finsternen Nacht solchen Schein? Und Wärme bei dem grimmigsten Froste? Vaterland! Wo gab es ein schöneres Lied zu deinem Ruhm als dieses Lied der stampfenden Pferde und der knirschenden Rufen? Zum Bug, zum Bug, ins Vaterland!

So paßt diese Dichtung einer rauhen und geschichtlichen Wirklichkeit vom Auftakt bis zum danferfüllten Schluß, wenn der Dorfschulze für alle spricht. . . „Wir sind heimge-



lehrt zu allem Deutschen in uns selber, wovon manches verschüttet war, und wir sind heimgekehrt zueinander, und dies war die allerhöchste Zeit; denn wir waren schon weit auseinandergegangen, die Schuhmacherischen und die Kantorsleute, die großen und die kleinen Wirte. Und wir sind heimgekehrt ins Vaterland. Und dies ist mehr, als ein gewöhnlicher Verstand zu fassen vermag. Wir alle werden fortan nur noch gemessen nach dem, was wir zu tun und zu tragen und hin-

zugeben bereit sind, wir deutschen Wolhynier für einander und für alle Deutschen in dem großen, schönen Vaterland. So wollen wir einander nicht mehr ansehen danach, ob wir große oder kleine Wirte oder landlose Knechte sind. Wir wollen nur noch nach den Fleißigen und Faulen, nach den Redlichen und nach den Habgierigen, nach den Ungerechten und nach den Getreuen fragen."

Bruno Hans Hirche.

## Bücher - über und für den Osten

Im allgemeinen pflegt die Geschichtsforschung ihr Urteil über die Geschehnisse der Zeit erst nach langen Jahren zu bilden. In unserer schnellebigen Epoche der sich überstürzenden militärischen und politischen Ereignisse versinkt eine vergangene Entwicklung oft ungleich schneller, als dieses zu anderen Zeiten der Fall war. Um so begrüßenswerter ist es daher, wenn sich eine junge Geschichtsforschung schon jetzt, ehe das eigene Erleben um die jüngst vergangenen Ereignisse in der Rück Erinnerung schwächer wird mit der Darstellung der zum Ausbruch des Krieges von 1939 führenden Ereignisse und Entwicklungen beschäftigt. Die Arbeit von Dr. Helmut Schubring „Deutscher Friedenswille gegen polnischen Nationalhaß“, die im Verlage von Junker und Dünnhaupt, Berlin 1941, erschien, befaßt sich mit dem Einsatz der deutschen Presse in den Jahren 1933—1939 in ihrem Verhältnis zu dem polnischen Nachbar im Osten des Deutschen Reiches. Die Arbeit von Schubring stellt ein umfangreiches Material gegen die Behauptung zusammen, daß das Deutsche Reich mit seinem polnischen Nachbar grundsätzlich in Unfrieden gelebt hat und die Friedenspolitik des nationalsozialistischen Reiches nur ein groß angelegtes Täuschungsmanöver gewesen wäre. „Hier“, schreibt Hans Frische, der bekannte Ministerialdirigent aus dem Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda, „ist die Antwort auf diese Behauptung: eine Antwort, die die deutsche Presse gab. Nicht in den Jahren nach dem unwiderrüflichen Fehler des polnisch-englischen Angriffsbündnisses, sondern in der langen Zeit des Bemühens um Verständigung und Zusammenarbeit.“ Schubring hat zunächst die Kräfte und Persönlichkeiten in den deutsch-polnischen Pressebeziehungen aufgezeigt, die Haltung der einzelnen polnischen Blätter zur Regierung, Rechts- und Linksopposition zergliedert und steigt dann mit seiner Chronik der Pressebeziehungen zwischen Deutschland und Polen mitten in die Dinge hin-

ein: er beginnt mit der schweren Spannung zwischen dem Deutschen Reich und Polen, die im März 1933 durch die Besetzung der Westerpforte in Danzig durch polnische Polizeitruppen entstand. Nach diesem ersten Schock in den deutsch-polnischen Beziehungen folgt die erste Fühlungnahme, die Zeit der Entspannung, die durch die Danzig-polnische Fühlungnahme eingeleitet wurde und in der deutsch-polnischen Erklärung, dem sogenannten Verständigungsabkommen vom 26. 1. 1934 ihren Ausdruck fand. Schubring berichtet dann in der Folge der eintretenden Ereignisse über die erste Zeit der Verständigung bis zum Tode Pilsudskis. In dem auf deutscher Seite durch den Besuch hoher deutscher Persönlichkeiten in Polen, durch die Verträge zwischen Danzig und Polen, durch das deutsch-polnische Presseabkommen, die gegenseitige Botschafterernennung usw. eine durchaus loyale entgegenkommende Haltung an den Tag gelegt wurde, zeigt er gleichzeitig auf, wie durch die Zwischenfälle in Oberschlesien, die Forderung nach einer polnischen Zollkontrolle in Danzig und die Gegenarbeit der Opposition das Spannungswert schon in seiner ersten Phase zerstört wurde. Auch die erste Auswirkung des Barthou-Besuches in Warschau, der russische Druck auf Polen im Zusammenhang mit dem Ost-Locarno geben neben einer sorgfältigen Übersicht über die gegenseitigen Pressebeziehungen einen interessanten Abriss über die osteuropäische Außenpolitik dieser Jahre. Die ersten Belastungsproben für das deutsch-polnische Verhältnis treten im Juli 1935 ein, als Polen seine neue Zollverordnung in Kraft setzt, die Danzig mit der Erklärung des Staatsnotstandes beantworten muß. Und so sind es zum Teil die trotz aller Beteuerungen nicht nachlassenden polnischen Angriffsabsichten auf Danzig, die in der Folgezeit die Atmosphäre zwischen den beiden Staaten zu trüben geeignet waren, die jedoch die deutsche Presse niemals veranlaßt haben, ihren freundlichen, verständnisvollen und abwartenden Ton in

eine bestimmt gerechtfertigte Kritik zu wandeln. Als 1937/1938 die erste gemeinsame Revision in der Teschener Frage (Olsagebiet) und der Karpatengrenze Deutschland und Polen scheinbar in eine gemeinsame Linie des Handelns brachte, zeigte sich auf der anderen Seite die absolute polnische Unfähigkeit, mit seinem großen Nachbarn in Frieden zu leben. Schon im Oktober 1938 mußten im polnischen Außenministerium erste Vorstellungen wegen der Deutschenverfolgungen im Olsagebiet erhoben werden und auch der Ribbentrop-Besuch in Warschau klärte die Atmosphäre nur insofern auf, als es immer deutlicher wurde, daß Polen zu einem Gespräch über den Korridor nicht ehrlich bereit war. Immer mehr verstärkten sich in den Frühjahrsmonaten 1939 in der polnischen Presse die säbelraspellenden Kommentare, immer stärker richtete sich der Blick nach England und noch immer hielt die deutsche Presse mit Alarm und einem aktiven Vorgehen zurück. Im April 1939 laufen in London die polnisch-englischen Verhandlungen um die britischen Garantien gegenüber Polen, die schließlich zu einem positiven Abschluß führen, bis sich die Reichsregierung in einem Memorandum schließlich zu der Feststellung gezwungen sieht, daß das Verständigungsabkommen vom Januar 1934 von Polen einseitig gebrochen ist und außer Kraft getreten sei. Das Ergebnis der Untersuchungen läßt sich dahingehend zusammenfassen, daß Deutschland eine vernünftige und zurückhaltende Lessepolitik getrieben hat, die von polnischer Seite geradezu als ein Freibrief für eine anti-deutsche Kampagne benutzt wurde. Polen hat auch auf diesem Gebiet das ihm entgegengebrachte Vertrauen nicht gerechtfertigt. (Brosch. 6 RM.)

+

Die großen Kampfzeiten der deutschen Nation haben uns — anders als es das Sprichwort von dem Kriege, in dem die Mäusen schweigen, will — eine Vielzahl von Liedern und Gedichten seit der Zeit der Befreiungskriege über den Weltkrieg bis in die Gegenwart beschert. Gewiß vollzieht sich unter dieser Tageslyrik noch eine Sichtung, was bleibt, wird die Zukunft bringen. Lebensnah und brauchbar sind Sammlungen wie „Sturm und Wacht“, Gedichte aus der Kriegszeit 1939/1940, eine kleine Samm-

lung von Kriegsgedichten und Soldatenliedern, die aus einem Preisausschreiben der „Schlesischen Tageszeitung“ hervorgingen und im NS.-Gauverlag Schlesien erschienen. Es vereint Gedichte von Hanns Gottschalk, Leonhard Hora — die den Lesern dieser Zeitschrift keine Unbekannten sind — und eine Reihe anderer Beiträge, unter denen wir Walter Rispeter, Helmut Richter, Rudolf Fizek nennen wollen. (1 RM.)

+

In der von Dr. Hans Krieg herausgegebenen Reihe „Volksdeutsche Heimkehr“ erschien als 5. Band im Nibelungenverlag Berlin-Leipzig eine zusammenfassende Aufgliederung der im Osten heimgekehrten Landschaften Memel, Danzig, Westpreußen, Wartheland und Oberschlesien von Dr. Dr. Friedrich Lange, der die fünfsache Zerspaltung dieser Landschaften vor dem Beginn des Krieges darlegt und ihre Geschichte in kurzen Abrissen schildert sowie ihre Einigung „aus fünf ward eins“, mit einem Abriß über die Leistungen und Aufgaben dieser Gebiete. (Kart. 1,80 RM.)

+

Die erschütternden Verfolgungen der Volksdeutschen in Polen sind als Erlebnisberichte in dieser Zeitschrift wiederholt erschienen und haben, sowie sie in Buchform zusammengefaßt wurden, hier ihre Würdigung erfahren. Zu dieser Reihe ist noch die Zusammenstellung von Erlebnisberichten einzelner Volksdeutscher hinzugetreten, die in dem Buch von Dr. Fritz Menn „Auf den Straßen des Todes“ im Verlag Hase und Köhler, Leipzig, herausgegeben sind. Das Buch faßt Erlebnisse und Schilderungen bekannte westpreussischer Männer und Frauen zusammen, darunter Arbeiten von Herke, Fenske, Ellen Konrad, Lisbeth Busse. An den Schluß sind einige amtliche Protokolle von Vernehmungen gestellt: eine Schau des Schreckens und des Leides, die von jedem, der sich neu in den Osten begibt, immer wieder zur Hand genommen werden sollten, weil er sich an diesen Dokumenten über das Leiden des deutschen Volkstums das einzige Urteil über die Begründung der Schärfe die für das polnische Volkstum angewandt wird, bilden kann. (Kart. 1 RM.)

Krannhals.

# DANZIG

GOTENHAFEN



*Der deutsche Großhafen*  
*von weltbekannter Leistungsfähigkeit*



## BUGSIER-

REEDEREI- UND BERGUNGS-GMBH. — DANZIG, LANGER MARKT 38  
**SCHLEPPSCHIFFFAHRT, BERGUNGEN**

Schlepper aller Größen · Tag- und Nachtdienst  
Telefon: 35297, 24491, 24497 — Telegramm-Adresse: „Bugsier“

# „Gleich um die Ecke die Post,



wo ich stets meine Ersparnisse einzahle.  
Da komme ich täglich sowieso vorbei;  
das kostet mich keinen besonderen Weg",  
sagt die Hausfrau.

„Und oft gespart ist doppelt gespart!  
Brauche ich aber schnell einmal Geld,  
zahlt es mir jedes Postamt sofort aus.“

## POSTSPAREN - bequem sparen!

1. Postsparbücher stellen alle Postämter aus.
2. Bis 100 RM können täglich ohne Kündigung selbst an den kleinsten Orten und beim Landzusteller abgehoben werden.
3. Wer nur kleine Beträge sparen kann, wählt die Postsparkarte.
4. Auskunft erteilt jedes Postamt. Verlangen Sie noch heute die „Anleitung für Postparer“!



# DEUTSCHE REICHSPOST POSTSPARKASSENDIENST



## Neustadt

In schönster landschaftlicher Lage, unweit der See, verkehrsgünstig an der Ostbahn Berlin-Stettin-Danzig-Königsberg und an der Reichsstraße 2 (45 km bis Danzig, 24 km bis Gotenhafen) gelegen, Schnellzugstation

### empfeht **Industriegelände**

mit eigenem Gleisanschluß, in unmittelbarer Nähe von Siedlungen und Siedlungsgelände, durch Straßen erschlossen,

### geeignet **für Industrien aller Art**

Elektrisches Licht und elektrische Kraft, Gaswerk, Kanalisation, Wasserkraft und Wasserleitung vorhanden. **Reicher Waldbestand.**

Volksschulen, Hauptschule, Oberschule, Fortbildungsschule, Landwirtschaftsschule, Freibad und Warmbad am Platze.

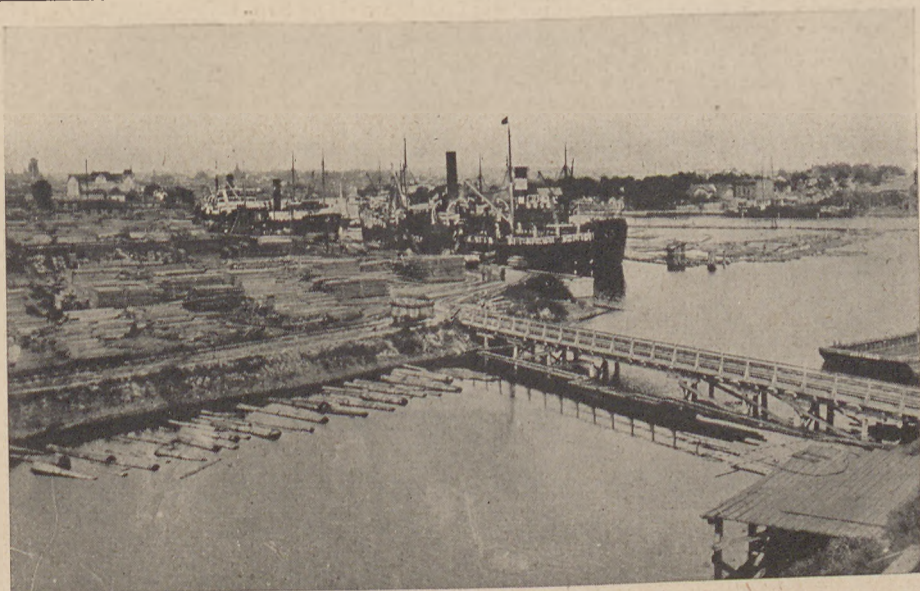
Auskunft erteilt der

**Amtskommissar Neustadt** Reichsgau Danzig-Westpreußen, Adol.-Hitler-Platz

# **HANS SCHACHT & CO.**

*Holzgroßhandlung*

**DANZIG**



## **BERGFORD**

**HOLZ-SPEDITIONS- UND LAGER-BETRIEBE**

*Inhaber Wilhelm Johannes*

**HOLZ-IMPORT, HOBELWERK**

*Danzig, Weißhöfer Außendeich 5*

## **Holzexport und Handelsgesellschaft Paetz & Co.**

*Holz-Großhandel, Export u. Import*

**DANZIG**

*Hopfengasse Nr. 33*

*Telegramm-Adresse: Holpa*

*Telefon Nr. 25008*

# Gotenhafen

die aufstrebende Stadt mit günstigen  
Entwicklungsmöglichkeiten für Handel, Handwerk und Industrie  
Auskunft: Verkehrs- und Werbeamt der Stadt Gotenhafen



## **Ernst Beitsch**

**Dachpappenfabriken und Baustoffgroßhandlung**

**Zweigstelle Gotenhafen**

Hermann-Göring-Str. 11, Ruf 2000

SPEDITIONSHAUS

**„RAWA“**

Inhaber: ROBERT ZIGANEK, Ruf 3483, 1485  
GOTENHAFEN, Gotenstr. 56

Internationale Spedition  
Möbeltransporte  
Sammelladungen  
Inkaffo  
Konsignationslager  
Versicherung  
Wohnungstausch-Vermittlung

## Wertheim - Aufzüge

der Firma

**F. Wertheim & Comp.**

Wien IV, Mommsengasse 6

Vertretung für Danzig Westpreußen

**Otto Kollinger**

GOTENHAFEN, Teutonenstr. 23, Ruf 4509

WERNER REDLICH

EISENWAREN - WERKZEUG - BAUBESCHLÄGE  
KÜCHENGERÄT - GLAS - PORZELLAN



GOTENHAFEN  
ADOLF-HITLER-STR. 53  
POSTFACH 367 - RUF 2695

## Wilms & Zapp

Großhandlung sanitärer Einrichtungsgegenstände

**Gotenhafen**

Adolf-Hitler-Straße 16, Tel. 3850

# AUG. WOLFF & CO.

Schiffsmakler  
Spediteure, Lagerhäuser, Kohlenumschlag  
Bunkerkohlen

**Danzig, An der neuen Mottlau Nr. 5**  
Telefon 231 41



## ERNST SIEG

(vorm. Sieg & Co. G. m. b. H.)

### DANZIG und GOTENHAFEN

Schlepp-, Bergungs- und Leichterreederei - Kohलगroßhandlung  
und Kohlenumschlag - Bunkerkohlen - Frischwasser

Telegr.-Adresse:  
SIEGCO DANZIG

Fernsprecher  
Nr. 230 66, 230 81

Hauptkontor: DANZIG, Langer Markt 20 - Hafenkantor: NEU-  
FAHRWASSER, Ruf 352 02 - GOTENHAFEN, Dän. Kai, Ruf 1908

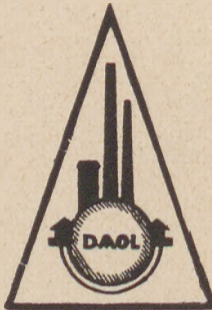
## Walter Kroll, Danzig

Büro: Hansaplatz Nr. 14, Fernsprecher  
22509 und 22609

Lager: Strohdreich, Nehrunger Weg 11-13  
Fernsprecher 23835

Telegr.-Adresse:  
22509 Kroll, Danzig

**HOLZ** Groß-Ein und Ausfuhr-Handel  
Ramppfähle, Rund- und Schnittholz



## DAOL-LACKE

sind gut und zuverlässig und  
daher in jeder Fabrik unentbehrlich

**DAOL-**

Gesellschaft für Lack- u. Farbenfabrikation mbH.  
DANZIG-OLIVA



# **GÖTZEN**

**ORIGINAL DANZIGER LIKÖRE**

*Kurfürstlicher Magen*

*Danziger Goldwasser*

*Danziger Bowke*



**Julius von Götzten, Fabrik Original Danziger Liköre, Danzig**

## **Herbert Farnell**

**Import-Export von Südfrüchten, Obst, Gemüse**

**DANZIG, LANGER MARKT 38**

**Telegramm-Adresse: „Fruchtimport“ - Telefon: 22673 und 22674**

## **Gebr. Krasemann, Danzig**

Briefanschrift: Langer Markt 12/13 - Drahtanschrift: Krasema

Ruf: 23218, 23618

Bahnanschrift: Danzig-Leeges Tor

**Einfuhr und Waggonbezug von frischem Obst, Gemüse, Südfrüchten**

## **Carl Voigt**

**Kolonialwaren-Großhandlung**

**DANZIG**

**Fischmarkt Nr. 37/39**

# OSTDEUTSCHE PRIVATBANK A. G.

(vorm. Danziger Privat-Actien-Bank)

Danzig, Langgasse 32-34

Telegramm-Adresse: Privatbank / Fernruf Nr. 254 41 und 280 87

Gegründet 1856

**Niederlassungen:**

POSEN / BROMBERG / THORN / GRAUDENZ / PR.-STARGARD / GOTENHAFEN / LAUENBURG i. Pom. / STOLP

**Depositenkassen:**

DANZIG, Stadtgraben 12 / LANGFUHR, Adolf-Hitler-Straße 80 / NEUFAHRWASSER, Olivaer Straße 8  
ZOPPOT, Am Markt

Erledigung sämtlicher Bankgeschäfte

# BANK DER DEUTSCHEN ARBEIT A. G.

Niederlassung Danzig, Langer Markt 9—10, Fernruf Nr. 280 41 / Telegramm-Adresse: Arbeitsbank

Durchführung aller bankmäßigen Geschäfte

Annahme von Spargeldern

Gefolgschaftssparen

Hauptsitz: Berlin C 2, Wallstraße 61—65, Märkisches Ufer 26—34

Niederlassungen in allen Teilen Großdeutschlands



## Danziger Accumulatoren-Fabrik

### GOTTFRIED HAGEN

G. m. b. H.

Stadtkontor: Danzig, Elisabethkirchengasse 10 Ruf 25886, 26886  
Fabrik: Oliva, Adolf-Hitler-Straße 489 Ruf 45537

# Johannes Marquardt Nachf.

Lackfabrik

DANZIG

Ruf: Sammelnummer 22351

Gegr. 1893

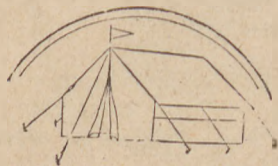


## Rilo-Lacke

Fabrik-Neubau der Plan- und Zeltfabrik

# R. Deutschendorf & Co.

Danzig, Milchkannengasse 27, Tel. 283 36/37



**Sack-, Plan- und Zeltfabrik**

Schlafdecken, Bettzeuge, Handtücher

Abt.: Wassersport

Abt.: Gartenmöbel

# Dieterich Dickson

Berufsbekleidungs- u. Schürzenfabrikation  
Textilwarengroßhandel

**DANZIG**

Heilige-Geist-Gasse 87/89, Telefon 273 90, 273 91

Generalgouvernement: Warschau, Lowicz, Grojec



**Danziger  
Mechanische Weberei**

G. m. b. H., Groß-Zünder · Telefon 22995 und Groß-Zünder 33

**Fabriklager: Danzig, Heilige-Geist-Gasse Nr. 117**

Lederwaren- und Hosenträgerfabrik

# Helmuth Kluge, Danzig

Mündhengasse 23 – Fernsprecher Nr. 278 32

Abt.: Fabrikation; Abt.: Lederwaren-Großhandel; Abt.: Fabrik-Vertretungen.

Heinrich Röder, **Damentaschen**, Bergen-Enkheim; Paul  
Gräfendorf, **Basttaschen**, Schlotheim i. Th.; Schwarze & Sohn,  
**Metallwaren**, Haan i. Rhld., u. a.



# BEHNKE & SIEG, DANZIG

Reeder, Schiffsmakler  
Befrachtungs- und Bunkeragenten

TELEGRAMME: „BEHNSIEG“

Hauptkontor:  
DANZIG, Langer Markt 20  
Telefon Sammel-Nr. 235 41

Hafenkontor:  
NEUFAHRWASSER  
Telefon Nr. 353 41 42

Hafenkontor:  
GOTENHAFEN  
Telefon Nr. 1908

OBST- UND GEMÜSE-

Telegramm-Adresse  
„FRUCHTLUCKS“



Telefon: 232 32 und 232 09  
Nach Büroschl. Lucks 232 09

Ernst Lucks  
DANZIG

Einkaufsgenossenschaft der Kolonialwarenhändler

e. G. m. b. H.

DANZIG



Milchkannengasse 12

Kolonialwaren- und Lebensmittel-Großhandel

Wilhelm Kaeseberg  
Danzig

Kontor: Hopfen-  
gasse Nr. 93



Fernsprecher  
24119 u. 28060

Gegründet 1857



**Danziger Textil-Manufaktur**

G. m. b. H.

**DANZIG-OLIVA**

**Woll-u. Baumwollweberei, Spinnerei,  
Appretur, Färberei, Bleicherei**

**Herbert Haen**

**TEXTILHANDELSVERTRETUNGEN**

**DANZIG**

Jopengasse 25/26, Telefon 28276

**Karl-A. Schülke**

**Textilververtretungen - Großhandel**

**DANZIG**

Große Gerbergasse 5, Telefon 23861



**Sülzner & Fleischer**

**GROSSHANDEL IN GARNEN, KURZ- U. MODEWAREN,  
STRUMPfen, WIRK- U. STRICKWAREN, HANDSCHUHEN,  
WOLL- U. BAUMWOLLSTOFFEN, BERUFSBEKLEIDUNG**

**Danzig**

**Böttchergasse 24/27, Telefon 27251, 22881, 25211; 25027  
Postfach 81**

# ZOPPOT *das bekannte Ostseebad*

der ideale Kur- und Erholungsaufenthalt – Geschützte Lage  
Mildes Klima – Gepflegte Parks – Herrliche Wälder

## **Große sportliche und gesellschaftliche Veranstaltungen**

Täglich Konzerte – Sinfonie- und Solistenkonzerte

In der Spielbank täglich Roulette–Baccara–Boule

## **Roulette**

Spielzeit durchgehend von 11-24 Uhr

Minimum RM. 2,- Maximum RM. 2400,-

## **Neuzeitliches Warmbad**

Ganzjährig geöffnet – Alle Arten medizinischer Bäder – Inhalatorium

Moor-Voll- und- Teilbäder aus eigenen Lagern

**Auskünfte:** Kurverwaltung der Stadt Ostseebad Zoppot



# **Dr. August Oetker**

## **Nährmittelfabrik**

## **Danzig-Oliva**